

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 18.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die Schwestern.

Roman von W. Kautsky.

(17. Fortsetzung.)

Jetzt gab der Kapellmeister die Aufschlagtafte, — alles geriet in Bewegung. Herr Germanek, seine gepuhte, in himmelblau gekleidete Gattin am Arme, von den Töchtern gefolgt, steuerte durch den Sal. Aber als das Orchester die Introduction begann, die die Française einleitete, mit der der Ball eröffnet werden sollte, fuhr er erschreckt zusammen. Das rote Atlaskleid kam ihm in Erinnerung, die Tanzordnung, die er zu liefern versprochen, und auch ein Tänzer mußte für die Bürgermeisterin noch aufgetrieben werden. Er entwand sich dem Arm seiner anhänglichen Gemalin und stürzte gegen das Orchester.

„Einhalten!“ schrie er. Dann sich gegen die abgesteppte Barrière lehrend, rief er dem Kapellmeister einige Worte ins Dr. Dieser klopfte ab, das Orchester schwieg.

Germaneks Adlerblicke irrten suchend im Sale herum. Sie blieben an dem Doktor und an Heini hängen, die, nach der Ursache dieser Verzögerung forschend, ihm entgegenkamen. Er faßte sie an den Händen und fürte sie, wie zwei Delinquenten, zur Tür hinaus. Auf dem Vorplatze angekommen, verlangten die beiden, die er noch immer krampfhaft festhielt, eine Erklärung.

„Ihr seid vom Comité, einer von euch wird — einer von euch hat die Verpflichtung —“ Er überhastete die Worte, sodas sie übereinanderpurzelten; er konnte nicht weiter, er mußte erst wieder Atem schöpfen. „Kurz und gut, einer von euch muß mit der ersten und wichtigsten Persönlichkeit — ich meine damit auch die gewichtigste — sich engagiren; die Bürgermeisterin hat noch keinen Tänzer.“

„Was get denn mich das an?“

„Und mich?“

„Aber mich get es an, weil ich ihr diesen Tänzer verschaffen muß, und ich lasse nicht eher anfangen, als bis ich ihn gefunden habe.“

„Aber ich bin schon engagirt, Papa, und du kannst nicht verlangen, daß ich Fräulein Elvira diese Beleidigung antue und sie sitzen lasse.“

„Dann tanzen Sie, Doktor.“

„Ich bin mit ihrer Tochter engagirt.“

„Das tut nichts, ich dispensire Sie. Teufel auch, Sie sind der Bürgermeisterin ihr Hausarzt, Sie gehen bei der Bürgermeisterin aus und ein, Sie müssen sich dazu verpflichtet fühlen, — natürlich, Sie kennen sie auch am besten.“

„Ich kenne auch ihre Transpiration, und das behagt mir nicht. Tanzen Sie mit ihr.“

„Aber mir soll's behagen, mir ja, mir ja?“ rief der Aposteler, immer mer erregt. „Ich soll also heute alle Pein auf mich nehmen und alle Arbeit, ich soll für euch alle der Sündenbock sein? Aber ich danke schön, und wenn ich mich noch einmal zum Ballpräses hergebe, so soll mich vorher stückweise der Teufel holen.“

„Schreien Sie nicht so,“ mante der Doktor, „machen wir ein Ende.“ Er wendete sich rasch und wollte in den Saal entschlüpfen, Germanek aber erwischte ihn noch glücklich am Frackzipfel.

„Halt da, so entkommen Sie mir nicht! Wenn Sie schon nicht mit ihr tanzen wollen, so geben Sie mir wenigstens eine Tanzordnung für sie.“

„Ich habe keine mer.“

„Was, Sie haben keine mer? Warum haben Sie denn keine mer?“

„Weil ich sie alle ausgegeben habe.“

„Alle ausgegeben, und an alle, und für sie, grade für sie haben Sie keine zurückbehalten, — wissen Sie, daß das eine Injurie ist?“

„Schreien Sie nicht so.“

„Wenn Sie auch an allem schuld sind.“

„Was — ich — ich soll an allem schuld sein?“ Der Doktor machte sich steif wie eine Stange, indes sein Hals allein in kautschukartiger Beweglichkeit auf und nieder zitterte und dabei wie der eines Truthans purpurn answoll. „Ich verbitte mir solche Beschuldigungen, Herr Germanek; ich habe sie einfach nicht gesehen.“

„Wenn man die nicht sieht, dann muß man blind sein.“

„Wenn ich mich aber grade umgedreht habe, — oder soll ich, wie ein Argus, auch hinten Augen haben? Sie sind der Ungeschickte, Sie! Sie hätten mich auf ihr Kommen aufmerksam machen und nicht mit ihr über uns Anungslose wie ein Unglück hereinbrechen sollen.“

Der laute, zornig irritirte Ton, in den die Herren Ausschüsse verfallen waren, wurde in dem kleinen Speisezimmer und auch im Sale gehört. Der Bürgermeister, der vorhin seine Gattin im Stiche gelassen, nachdem er sie dem Herrn Präses durch einen Wink empfohlen hatte, weil er, wie er behauptete, einer Erfrischung und Erquickung über alles bedürftig war, kam jetzt, mit einem Bonlardschentel in der Hand, aus dem Zimmerchen, um nachzusehen, was es denn da gebe. Auch aus dem Sale drängten sich einige Neugierige herbei.

„Ist etwas vorgefallen?“ fragte der Bürgermeister.

„Eine Bergeßlichkeit, die ich lebhaft bedaure,“ berichtete der Doktor, „die aber Herr Germanek allein verschuldet hat. Eine Dame hat keine Tanzordnung erhalten.“ Sprach's und ging wie eine Säule von dannen, grade in den Sal hinein.

Germanek stand sprachlos vor soviel Unverschämtheit. Der Bürgermeister fürte seine Keule zum Munde.

„Wenn's sonst nichts ist,“ sagte er gleichmütig.

„Sonst nichts!“ stammelte Germanek. „Heilige Jungfrau, aber es ist eine Dame, die wir alle hochschätzen und die — die leicht gekränkt ist.“

Der Bürgermeister für, als wäre ihm ein plötzlicher Gedanke gekommen, in die Fracktasche. Er zog eine Tanzordnung daraus hervor, die der heute ausgegebenen so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Nur das Datum war ein anderes, sie trug dasjenige des vorigen Balles, der vor vier Wochen stattgefunden hatte.

„Geben Sie ihr diese da, Ihrer Leichtgekränkten,“ sagte er, „sie wird den Unterschied garnicht bemerken.“

Germanek bemerkte ihn selbst nicht; er drückte die Tanzordnung an sein Herz und stürzte damit in den Sal.

Der Bürgermeister, ein stattlicher Bierziger, mit einem großen, dicken Kopf und roten, wulstigen Lippen, zog sich samt seinem Boulardschenkel wieder an seinen Tisch zurück.

Einige Augenblicke später war alles in Ordnung. Die Tanzordnung war überreicht und angenommen worden, Herr Germanek hatte sich als erster darin eingezeichnet, und er schwante jetzt, blaß und ein wenig bekümmert, seine purpurne Centifolie am Arm, und seinen gelben Foulard für alle Fälle in Bereitschaft, nach dem Orchester, das Zeichen zum Beginn gebend.

Der Ball war eröffnet. Die Gardedamen rückten etwas näher zusammen. Frau Germanek, die, da ihr Mann bei einer andern den Liebenswürdigen spielen mußte, in ihren Hoffnungen als Tänzerin sich betrogen fand, nam neben Frau Weiß Platz. Die Hofrätin bat, sie möchten sie in ihre Mitte nehmen, um sie vor dem abheulichen Zuge zu schützen.

Der Tratsch begann.

„Es ist unbegreiflich, woher diese Mädchen das Geld nemen,“ bemerkte die Hofrätin, mit ihren langen, weißbehaudschuten Fingern nach der einen Ecke deutend, wo Minna und Malchen tanzten.

„Sehen Sie doch nur den Fuß, den sie machen, die Kleine hat ein Kleid nach der neuesten Mode, diese geblumten, zarten Stoffe finden Sie im letzten ‚Bazar‘, nun, ich denke, die hätten wol etwas Notwendigeres anzuschaffen, als Ballkleider.“

Frau Germanek näherte ihre große Nase noch vertraulicher den anderen Nasen.

„Für die Straße haben die Depaulis so gut wie nichts anzuziehen.“

„Die Mädchen verdienen sehr wenig mit ihrer Stickerie,“ entgegnete Frau Weiß.

„Weil sie faul sind,“ versicherte die Hofrätin; „teuer genug lassen sie sich ihre Arbeit bezahlen, aber sie vergnügen sich ja lieber, als daß sie arbeiten, — was brauchen Handarbeiterinnen z. B. auf einen Ball zu gehen? Das hat doch gar keinen moralischen Hintergrund.“

„Gewiß, liebe Frau Hofrätin, es ist unnötig, und besonders sich dajelbst so auffallend zu machen. Sehen Sie nur, Malchen hat frische Rosen im Har und an der Brust. Ich könnte meinen Töchtern keinen solchen Luxus erlauben.“

„Sie werden doch nicht glauben, liebe Frau Germanek, daß die Mädchen sich diese Rosen gekauft haben.“ Die Hofrätin zeigte wieder ihr ganzes Gebiß. „Haha, man weiß schon, woher diese Aufmerksamkeiten kommen, aber ich finde, es ist ein Skandal.“

„Sie glauben also?“

„Wir glauben, daß sie einen Liebhaber hat, die Depauli, das ist doch sicher, und ebenso sicher ist es, daß sie ihn begünstigt. Sehen Sie sie nur an, sie tanzen zusammen, — bemerken Sie, wie er den Kopf zu ihr herabneigt und wie sie zu ihm hinauffieht? Sie geniren sich garnicht, ihre Bärtlichkeit ganz offen zur Schau zu tragen, ja, ich glaube sogar, die Mädchen sind mit dem jungen Menschen, dem Berger, allein hierhergekommen.“

„Nein, sie sind mit ihrem Bruder hier,“ verzette Frau Germanek. „Das ist ein sehr angenehmer, feingebildeter Mensch, garnicht wie seine Schwestern, er kümmert sich auch nicht viel um sie, er stiet da unten an die Türe gelehnt.“

„Wo, wo ist er, welcher ist es?“ fragte Frau Weiß in hastiger Neugier. „Ich kenne ihn noch garnicht.“

„Der mit den dunklen Haren, die ihm so tief in die Stirne fallen, er trägt keinen Frack.“

„Der?“ machte die Hofrätin höhnisch und gedehnt. „Da irren Sie sich einmal wieder, meine liebe Frau Germanek, der ist es nicht.“

Die Apotekerin hatte ein kurzes, sehr überlegenes Lachen.

„Der Irrtum dürfte wol auf Ihrer Seite sein. Ich werde ihn doch wol kennen, da er mir gestern seine Aufwartung gemacht hat.“

„Er ist bei Ihnen gewesen?“ fragte Frau Weiß.

„Natürlich, ich war ja eine Freundin seiner Mutter, und er hat immer eine kleine Verehrung für mich gehabt.“ Sie lächelte grazios, und dann mit ihrer dicken Urkette spielend, setzte sie mit affektirter Winselei, ihre heisere Stimme zu einem hohen Distant hinaufzwingend, hinzu: „Ach, er war auch so liebenswürdig, so gar zuvorkommend und galant, und es hat ihm bei uns so gut gefallen, so gut — ich bedaure es wirklich, daß er heute schon abreist.“

Der Frau Hofrätin gab's plötzlich einen Riß, wieder streckte sie ihre langen Finger, nach der Tür zeigend, aus.

„Aber wenn dieser Schwarzgelockte der Maler ist, wer ist denn dann dieser dort? Dieser da, ganz zu hinterst?“ fragte sie über-eifrig und interessiert.

„Welcher?“

„Sie müssen ihn doch herausfinden, er siet nicht aus wie ein Einheimischer, er ist so elegant, so distinguirt.“

„Nun, ich dünkte, Eleganz und Distinktion fänden sich auch bei uns,“ entgegnete die Apotekerin in scharfer Zurechtweisung und sichtlich erboßt.

„Meinetwegen ja, aber ich möchte doch wissen, wer das ist, wer das sein kann.“

„Vielleicht ist es Baron Hellenbach,“ sagte Frau Weiß unbefangen und ruhig.

Die beiden Frauen hopsten von ihren Sätzen in die Höhe; dieser Ausspruch alarmirte sie. Die Hofrätin schlug sich vor die Stirne; sie konnte es jetzt nicht begreifen, daß ihr Scharffinn dies nicht selbst herausgefunden; ja, sie machte sich's gradezu zum Vorwurf, daß sie den Aristokraten für den Maler gehalten hatte. Die Apotekerin war noch überwältigter, sie schnappte förmlich nach Luft. „Der Baron, der Baron!“ wiederholte sie. Aber Germanek und der Baron waren ja gute Bekannte von der Residenz aus, und wenn der Baron hierher gekommen war, so war er nur ihres Mannes wegen gekommen, er kannte ja sonst niemanden, aber er wollte wol einem alten Bekannten eine freundliche Aufmerksamkeit erzeigen, und Germanek wußte nichts davon und niemand hatte den Baron empfangen, und da schlürfte ihr Mann in Double chaine eben an ihr vorüber. Sie winkte ihm zu, mit dem Taschentuch, mit dem Fächer, mit den Augen, und sie nickte mit dem Kopfe, und wies dann mit den knöchigen Armen gegen die Tür. Germanek verbeugte sich und warf ihr eine Kußhand zu. „Aber Germanek, höre, pst, pst!“ machte sie. Er verstand sie nicht, er schlürfte weiter. Sie wollte ihm nach. „Pst, Germanek, pst!“ Die Hofrätin versuchte, sie zurückzuhalten. Diese Tour sei onedies die letzte, und es sei doch jetzt unmöglich, sich durchzudrängen. Aber schon hatte diese Double chaine zu der herkömmlichen Bewirrung geführt, die der Arrangeur nicht anders zu lösen wußte, als daß er „Walzer!“ kommandirte. Jeder der Herren ergriff die Dame, die er grade vor sich hatte. Germanek fand sich plötzlich seiner Gemalin gegenüber, und vom Taumel erfasst, nam er sie um die Taille und drehte sich mit ihr, trotz ihres zappelnden Widerstrebens, herum. Aber bei der Tür angekommen, erfaßte sie ihn derb, und bald hatte sie ihn zur Tür hinausbugirt. Im Vorhause erfolgte die Erklärung. Hierauf brachte sich das Ehepaar gegenseitig ein wenig in Ordnung, und vom Vorjale aus in das Speisezimmerchen tretend, überfiel Germanek den Baron, der noch immer nach dem Tanzsal hinaus-blickte, von rückwärts mit einem Schwall von bewillkommenden Worten.

Hellenbach drehte sich um, und den Apoteker etwas genauer ins Auge fassend, brach er in ein herzliches Gelächter aus.

„Baron Schwämmchen!“ rief er und streckte ihm die Hand entgegen. „Warhaftig, unser Wigbold aus der Manège, unser August, unser old fellow. How do you do? Sehr erfreut, Sie wiederzusehen.“

Germanek war außer sich vor Entzücken, er wackelte mit dem Kopfe und schnitt eine Clown-Grinasse.

„All right!“ rief er, grade wie die Clowns nach einem gelungenen Kunststück, und fügte dann mit einem breiten Lächeln hinzu: „Sie erinnern sich also meiner noch, Herr Baron?“

„Natürlich,“ erwiderte dieser, noch immer lachend, „wir Kavaliere unter uns, was denken Sie, wir behalten uns im Gedächtniß. Ah, Ihr Abgang ist viel bedauert worden, Baron Schwämmchen hat uns allen gefelt; ich glaube, sogar die Pferde haben Sie vermisst, und sie, Ihre Schöne vom Mudelebrett, wissen Sie, die kleine Brünette, die Sie damals so energisch angepöpselt haben, sie hat —“

Germanek räusperte sich furchtbar laut, dann mit einer raschen Bewegung seine hinter ihm stehende Gattin vorschubend, sagte er: „Meine Frau! Ich bin seit einem halben Jar verheiratet.“

„Wir sind sehr glücklich miteinander,“ stoterte Frau Germanek, verschämt die Augen niederschlagend.

Der Baron begeigte seine Freude und sagte ihr einige liebenswürdige Worte. Indes hatte Germanek auch den Bürgermeister, der sich mit einer Fischmajonaise und einer Flasche Bößlauer unterhielt, von der Notwendigkeit überzeugt, den Baron zu begrüßen. Er stellte ihn vor und machte hierauf auch Alfred Depauli mit dem Baron bekannt. Es erfolgte ein Austausch der gewöhnlichsten Phrasen, und der Bürgermeister lud hierauf den Baron ein, an seinem Tische plazzunehmen, wo er bereits für seine beiden Mündel hatte decken lassen. Herr Thomann liebte es, bei öffentlichen Gelegenheiten den noblen und besorgten Vorkund hervorzuführen.

Schon wollte Hellenbach dankend ablehnen, als er Fritz Berger, seinen neuen Bekannten, den prächtigen Jungen von heute früh, mit einem hübschen, üppigen Mädchen am Arm, beide echauffirt, beide selige Wonne in den Zügen, aus dem Tanzsal hereinkommen sah. Er begrüßte den jungen Mann zuerst, und dieser für so jäh zurück, so von wirklichem Schreck erfasst, daß der Baron hätte laut auslachen mögen. Er hatte ihn jetzt fest, seinen Cato, und er wollte ihn nicht eher loslassen, bis er alles erfahren, was er erfahren wollte, bis ihm dieser seine Braut vorgestellt hatte. Es war wol das hübsche Mädchen, das ihren runden Arm in den seinen gelegt, und den der Schlingel in diesem Augenblick fest an sich drückte. Gewiß, diese mußte es sein und nicht jenes pitante Kind, das er im Walde getroffen, das er heute in der Messe singen gehört, das er vorhin tanzen gesehen und dem er einen immer bestimmteren Liebreiz zuerkannte, je öfter es ihm begegnete.

Malchen kam hereingehüpft, sie hat die Schwester, ihr die Rose fester zu stecken, die bei der letzten Tour lose geworden war. Hellenbach erkannte diese Rose, und er hörte jetzt auch die Namen der beiden Mädchen: Minna und Malchen. Jeder Zweifel war beseitigt, er hatte die Freundinnen Elvira's vor sich, dieselben, von denen diese damals versicherte, sie liebten ihn. Dies alles erlöstigte ihn höchlich. Jetzt wollte er die Einladung des Bürgermeisters gern annehmen, schien es ihm doch ausgemacht, daß er hier am ersten Gelegenheit finden würde, mit Elvira in Verkehr zu treten, und daß er andererseits diesen jugendlichen Othello ein wenig zur Verzweiflung bringen konnte. Er wendete sich daher an den Bürgermeister und versicherte ihn, daß es ihm ein ungeheures Vergnügen gewäre, an seinem Tische plazzunehmen zu dürfen.

Der Bürgermeister leckte sich voll Befriedigung die fetten Lippen und bestellte Champagner. Wieder begann die Musik. Frau Germanek entfürte ihren Mann zum Tanze, Fritz, noch

immer seine Minna am Arm, suchte ebenfalls hinauszukommen. Aber Hellenbach trat ihnen entgegen, und mit unnachlässiger Liebenswürdigkeit bat er um die Gnade, dem Fräulein vorgestellt zu werden.

Fritz wütete innerlich, aber er mußte willfaren. Das muntere, geistig aufgeweckte Mädchen und der gewante Kavaliere, der schon aus Schadenfreude alle Register seiner Liebenswürdigkeit zog, kamen sogleich in eine Konversation, die immer heiterer und lebendiger sich gestaltete. Fritz füllte sich dabei höchst überflüssig, er hätte davonlaufen mögen und vermochte in eiferjüchtiger Beharrlichkeit doch nicht, die Augen von ihnen abzuwenden.

Jetzt war der erste Walzer zu Ende und es begann sogleich der zweite. Minna war es, die ihn darauf aufmerksam machte, daß er für diesen mit Elvira engagirt sei. Er erblaßte. Sie schickte ihn fort, und er sollte gehen, den Baron, diesen Wüstling, an ihrer Seite zurücklassen? Und mit wem? süßschmelzenden Augen er sie anblickte! Die Begehrlichkeit lauerte dahinter; ihm war, als müßten diese Blicke sein Mädchen vergiften.

„Herr Berger, man stellt sich zum Walzer, Sie werden Ihre Dame doch nicht warten lassen,“ mante neckend der Baron.

„Gewiß, Herr Berger,“ sagte Minna, und auch ihr Ton war nicht ohne Schelmerei, „Elvira würde es Ihnen nie verzeihen.“

Wie kalt, wie förmlich das „Herr“ aus ihrem Munde klang. Er warf ihr einen Blick zorniger Wemut, ihm einen voll drohender Eifersucht zu und stürmte dann die wenigen Stufen hinunter in den Sal.

Elvira hatte ihn schon erwartet. Als sie ihn jetzt, hastig durch die Menge sich drängend, herbeikommen sah, als könne er's kaum erwarten, sie zu erreichen, da überflutete es sie so hell, so warm, wie Frühlingssonnenschein. Sie erhob sich und trat ihm einen Schritt entgegen. One ein Wort zu sagen, nur sich gegen sie verneigend, hatte er ihre Hand erfasst. Sie füllte, daß seine Hand brannte, fest hielt sie die ihrige unspannt. Sie stellten sich zum Tanz. Elvira erzitterte leise, als Fritz nun seinen Arm um ihre Taille legte. Sie bog den schlanken Leib zurück, als wollte sie ihm entchlüpfen, er mußte sie noch fester umschlingen. — Jetzt flogen sie durch den Sal. Es war, als hätten sie Schwingen, die durch ihre innere Erregung entfaltet worden, so leicht, so elastisch, aber auch so leidenschaftlich, wie von einem Wirbel erfasst, drehten sie sich im Tanze. Gewiß, sie sangen nicht nur gut, sie tanzten auch gut miteinander, es war die allgemeine Meinung im Sal. Man fand die beiden so jugendschön, so in Gestalt und Wesen wol zusammen passend.

Elvira war von einem süßen Taumel erfasst. Der Boden unter ihren Füßen schien zu weichen, sie füllte nur, daß sie in seinen Armen lag und füllte es mit Entzücken. Und sie empfand seinen heißen und doch so würzig frischen Atem, und sie berauschte sich darin noch mer. Sie hätte ewig so forttanzen mögen, es erschien ihr wie der Jubelgriff der Seligkeit, und die abscheuliche Musik erklang ihr wie die himmlischer Sphären.

Fritz war es, der plötzlich stehen blieb und mit seiner Tänzerin zur Seite trat. Er sagte ihr, daß sie ermüdet sein müsse und daß es wol gut wäre, aufzuhören. Er hatte nach der Tür geblickt, Minna und der Baron standen nicht mer in derselben, sie waren verschwunden. Es drängte ihn, ihnen nachzueilen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Insekten.

Naturgeschichtliche Skizzen von Dr. L. Jacoby.

(1. Fortsetzung.)

Bevor wir daran gehen, eine Erklärung dieser wunderbaren Erscheinungen zu geben und mit Hilfe der Entwicklungstheorie Darwins ihr naturnotwendiges Werden und Entstehen zu verfolgen, wird es angemessen sein, aus der Fülle der Tatsachen eine Reihe verwandter und ähnlicher Fälle kurz anzuführen. „Es gibt Insekten,“ sagt Michelet, „die zu sagen scheinen: Wir sind für uns allein die ganze Natur. Set sie unter, so werden wir sie spielen und alle Wesen darstellen. Fordert ihr Blätter, so gleichen wir diesen. Nemt, ich bitte euch, diesen Zweig und seht — es ist ein Insekt!“ Die Wahrheit dieses Ausspruchs wird uns recht offenbar, wenn wir eine Heuschrecke, „das wandelnde Blatt“ (*Phyllium siccifolium*) betrachten, ein Insekt, das nicht nur in seinen Flügeln vollkommen ein grünes Blatt mit seinen

Aberverzweigungen nachamt, sondern auch durch die flache Ausbreitung der Oberschenkel in den Vorder- und Mittelbeinen zur Blattähnlichkeit sich umgestaltet. Man kann sagen, alles an diesem Tier zielt augenscheinlich darauf hin, den Eindruck eines grünenden Blattes hervorzurufen; und der Naturforscher Belt erzählt uns aus eigener Beobachtung, wie sehr diese Nachahmung geeignet ist, das Tier vor seinen wütendsten Verfolgern zu schützen. Er sah nämlich, wie diese Heuschrecke regungslos sitzen blieb inmitten eines ganzen Haufens von insektenfressenden Ameisen der Tropenwelt, die beständig über sie hinwegliefen, one zu entdecken, daß sie ein Insekt und kein Blatt sei. Da die Heuschrecke Flügel besitzt, so hätte sie sich freilich in diesem Falle den Ameisen durch die Flucht entziehen können; sie tat das aber wohlweislich nicht,

denn alsdann wäre sie augenblicklich den Vögeln zur Beute geworden, welche die Ameisenschwärme begleiten, um die vor ihnen fortfliegenden Insekten zu fangen.

Eine andere Familie der Gradflügler, die der Gespenstheuschrecken (Phasmoden) amt in allen ihren Geschlechtern die Gestalt und das Aussehen trockner Aeste und Zweige nach. Man kann diese Tiere „wandelnde Stockinsekten“ nennen. Es gibt deren in Indien, Südamerika und Afrika, die über 1 1/4 Fuß lang sind und dick wie ein Finger, und ihre ganze Färbung, Form und Rauigkeit der Oberfläche, sowie die Anordnung des Kopfes, der Beine und der Fühler sind derartig, daß die Tiere von den abgestorbenen Aesten, auf denen sie sitzen, absolut nicht zu unterscheiden sind. Dazu kommt, daß sie die außerordentliche Gewohnheit angenommen haben, ihre stabförmigen Beine unsymmetrisch auszustrecken und sie so geraume Zeit unbeweglich zu halten, wodurch die Täuschung noch vollkommener wird. Nimmt man solch' eine lebende Stabheuschrecke in die Hand, so läßt sie ihre Glieder stellen, wie die hölzerne Modellpuppe eines Malers. Man drehe die drei rechtsseitigen Beine vorwärts, die linksseitigen rückwärts, man strecke die Mittelbeine gradeaus, sodas sie wie zwei Drähte senkrecht vom Rumpfe absehen, das Tier bleibt wie eine Statue und gehorcht wie eine Marionette.

Was unsere einheimischen Schmetterlinge betrifft, so gleicht der Eichenzypfelfalter (*Thecla quercus*) sehr genau einem getüpfelten trocknen Eichenblatte, und der smaragdgrüne Brombeerfalter (*Thecla Rubi*) einem jungen Himbeerblatt, während die *Bryophila glandifera* und *perla* mit ausgebreiteten, teils rein weißen, teils scheckigen Flügeln der ware Abklatsch der Mörtelmauern oder der mit allerlei bunten Schorfflechten besetzten Bretterzäune sind, welche diese Falter zum Ausruhen aufsuchen.

Unter den Käfern bildet die Familie der Tigerkäfer oder Sandlauffäfer (*Cicindeliden*) ein lehrreiches Beispiel von Mimicry. Die *Cicindela campestris* der grasigen Ufer ist grün, die *C. maritima* der sandigen Seegestade kleidet sich blaß-bronzegele; das sammetartige Grün der *C. gloriosa* wetterfetzt mit der Farbe des nassen Mooses auf den Steinen der Bergwässer; die *C. silvatica*, die auf den dunkel-verbrannten, trocknen Moosen der Waldböden lebt, ist dunkelbraun oder folschwarz mit weißen Strichelchen, welche genau den weißen Spitzen der Moshare gleichen, und die *Cicindela heros* von oliven-braungrüner Farbe läßt sich von dem nassen Schlamm salziger Marschen, auf dem sie umherläuft, nur durch ihren Schatten unterscheiden. Endlich sei hier noch der poetisch schönen Nachahmung Erwähnung getan, durch welche gewisse kleine, goldgrüne oder grünblaue Schildkäfer und Chryso-



Auf dem Eise der Düna. (Seite 219.)

melinen sich vor ihren Verfolgern schützen; von der Sonne beschienen, gleichen sie nämlich auf ein Har den glitzernden Lautropfen der Blütenkelche, auf denen sie sitzen.

In allen diesen Fällen haben wir es mit Nachahmungen von Pflanzengebilden oder organischen Dingen zu tun. In eine andre, nicht minder interessante Kategorie gehören die Beispiele, wo Insekten sich in eine Art Lebensversicherung dadurch einkaufen, daß sie Tiere nachahmen, andre Insekten und zwar stets solche, welche wegen irgendeiner besonders hervorstechenden Eigenschaft, sei es wegen einer scharfen Waffe, eines Giftstachels, eines harten Panzers oder — und diese Nachahmung ist vorzugsweise beliebt — wegen eines ähnden Saftes, wegen ungenießbaren Geschmacks oder eines häßlichen, widerwärtigen Geruchs von den natürlichen Feinden der nachahmenden Insekten gefürchtet und vermieden werden.

Das einfachste Beispiel dieser eigentümlichen Art von Nachahmung liefert uns eine ausgebreitete Abteilung von Schmetterlingen, die Familie der Glasflügler (*Sesiid*). Während alle übrigen Schmetterlinge eben ihren Namen „Schuppenflügler“ (*Lepidopteren*) von den zierlich angeordneten, farbenprächtig glänzenden Schuppegebilden haben, mit denen ihre Flügel bedeckt sind, hat die Natur dieser Familie ihre Schuppen fast vollständig genommen und sie dadurch bis zum Verwecheln ähnlich solchen nachtsflügeligen Insekten gemacht, welche durch den Besitz von gefährlichen Stachelinstrumenten bei ihren Feinden gefürchtet sind, also namentlich den Wespen, Hummeln, Bienen, Hornissen und Stechfliegen. Betrachten wir z. B. den Hornissenschwärmer

(*Sesia apiformis*), so wird es uns auch ohne Hinzunahme der Farbe zuerst schwer sein, zu bestimmen, ob wir es hier mit einer großen Wespe oder mit einem Schmetterling zu tun haben. Noch frappanter aber wird die Ähnlichkeit, wenn wir erwägen, daß alle helleren Stellen des Leibes von diesem Schmetterling goldgelb und behart sind, die Adern, Borderränder und Franzen aller sonst völlig durchsichtigen Flügel rostgelb und bronzefarben erscheinen, sodas es aussieht, als habe das Tier seine ganze Färbung der Wespe gleichsam fortgestolen. — Schon die Namen fast aller zahlreichen Arten dieser Schmetterlinge charakterisieren die nachgeahmten Schuttiere, deren Doppelgänger sie sind; man nennt sie Bienenchwärmer, Wespenchwärmer, Staubfliegenchwärmer, mücken- und schnakenförmige 2c.

Von den Käfern amt der in die Familie der Cetoniden (Rosenkäfer) gehörende gebänderte *Trichius*, welcher in Gebirgsgegenden auf blühenden Brombeerbüschen lebt, sowol durch die Färbung, als insbesondere durch den dichtbehaarten Kopf, täuschend genug eine stachelbewerte, gelbe Hummel nach. Ein Vorkäfer ferner aus Südamerika (*Odontocera odyneroides*) hat einen gelbgebänderten und an der Brust eng zusammengeschnürten Hinterleib, und gleicht so genau einer gemeinen Wespe der Gattung *Odynerus*, daß der Forscher Bates uns erzählt, wie er sich gefürchtet habe, ihn mit den Fingern aus seinem Fangneze zu nehmen, und so wie hier diese Ähnlichkeit den Käfer auf ein Har vor der Nadel des Sammlers gerettet hätte, hat sie ihn vorher zweifellos oft genug vor dem Schnabel insektenhungriger Käfer bewahrt.

(Schluß folgt.)



Ein flandrischer Hund.

Aus dem Englischen von Guida.

Für die „N. W.“ mit Erlaubnis der Verfasserin übersetzt von L. v. d. Wieselsch.

(4. Fortsetzung.)

III.

„Das ist der Alois ihr Namenstag, nicht wahr?“ sagte der alte Tehan Daas in jener Nacht aus der Ecke, wo er auf seinem Bett von Sackleinwand hingestreckt lag.

Der Knabe nickte; es wäre ihm lieber gewesen, der alte Mann hätte kein so gutes Gedächtniß gehabt.

„Und warum bist du nicht da? Du hast doch kein Jar gefelt, Nello.“

„Du bist zu krank, als daß ich fort könnte,“ murmelte der Bürsche, den schönen jungen Kopf über das Bett beugend.

„Pah! Pah! Mutter Bulatte wäre gekommen und hätte sich zu mir gesetzt, wie sie es duzendmal getan hat. Was ist der Grund, Nello? Du hast dich doch nicht mit der Kleinen gezankt?“

„Nein, Großvater, nie,“ antwortete der Knabe rasch, über und über rot. „Die Sache ist, Baas Copez hat mich dieses Jar nicht eingeladen. Er hat irgend etwas gegen mich.“

„Du hast doch nichts unrechts getan?“

„Nicht, daß ich wüßte. Ich habe die kleine Alois auf ein Tannenbrett gezeichnet — das ist alles.“

Der alte Mann schwieg; er erriet die Wahrheit aus der unschuldigen Antwort des Knaben. Er war seit Jaren an sein Lager von dürrer Laub gefesselt, aber er hatte doch nicht ganz vergessen, wie es in der Welt herget.

Er drückte Nello's Kopf zärtlich an seine Brust.

„Du bist sehr arm, mein Kind,“ sagte er und seine vor Alter zitternde Stimme zitterte noch mer als sonst — „so sehr arm! Es ist schlimm für dich.“

„Nein, ich bin reich,“ sprach Nello leise vor sich hin; und in seiner Unschuld glaubte er es — glaubte sich reich durch die unvergängliche Kraft des Genius, die mächtiger ist als die Macht von Königen.

Und er ging an die Türe und beobachtete in der stillen Herbstnacht die Sterne, welche am Himmel wandelten, und die hohen Pappeln, welche sich leis rauschend im Winde beugten.

Alle Fenster in der Mühle waren erleuchtet, und dann und wann drangen Töne der Flöte zu ihm. Tränen tropften auf seine Wangen, denn er war nur ein Kind; und doch lächelte er und sagte sich: „In der Zukunft!“

Er blieb, bis alles ganz still und dunkel war; dann ging er mit Patrasche hinein in die Hütte und sie schliefen lang und fest einer neben dem andern.

Er hatte ein Geheimniß, das nur Patrasche kannte. Zu der Hütte gehörte ein kleiner Anbau, den niemand betrat außer ihm — ein trauriger Aufenthalt, aber mit einer Flut hellen Lichts vom Norden. Hier hatte er sich von Latten ein Gerüst, eine Art Staffelei aufgeschlagen, und auf zusammengeliebtem grauen Papier einem der zallosen Phantasiegebilde, die sein Hirn erfüllten, Form und Gestalt gegeben.

Niemand hatte ihm je etwas gelehrt; Farben zu kaufen besaß er nicht die Mittel, und die paar primitiven Zurüstungen herzustellen, hatte er manchen Tag one Brod zubringen müssen, und die Dinge, welche er sah, konnte er nur in Schwarz und Weiß darstellen. Die große Figur, welche er hier mit Krole und Kreide gezeichnet hatte, war nur ein alter Mann, auf einem gefallenen Baum sitzend — nichts weiter. Er hatte Michel, den alten Köler, oft des Abends so dasitzen sehen.

Keine Seele hatte ihm je etwas von Umrissen oder Perspektive, von Anatomie oder Licht und Schatten gesagt, und doch hatte er das müde, durch schwere Arbeit vor der Zeit abgenutzte Alter, die traurige, stille Geduld, das einfache, gramvolle Pathos seines Originals so vollständig und so treu wiedergegeben, daß die Gestalt des einsamen Greises, der nachdenklich im Dämmern der herniedersteigenden Nacht auf dem toten Baum dasaß, ein Gedicht von ergreifender Wirkung war.

Das Bild war natürlich sehr wildwüchsig und hatte unzweifelhaft mancherlei Mängel, allein es hatte die Wahrheit und auch die ursprüngliche Schönheit der ächten Kunst.

Patrasche hatte viele, viele Stunden geduldig dagelegen, und der Arbeit zugeschaut, und er wußte, daß Nello eine Hoffnung

hatte — eine eitle und überschwängliche Hoffnung vielleicht, aber fest — nämlich er wollte das Bild nach Antwerpen schicken und sich um einen Preis von zweihundert Francs jährlich bewerben, der für Kreide- oder Bleistiftzeichnungen von talentvollen Knaben jeden Stands und weniger als achtzehn Jar alt, ausgesetzt war. Drei der berühmtesten Künstler in der Stadt des Rubens sollten die Preisrichter sein und den Sieger nach seinem Verdienst auswählen.

Den ganzen Frühling, Sommer und Herbst hatte Nello an seinem Schatze gearbeitet, der ihm, wenn siegreich, die erste Stufe zur Unabhängigkeit und zu den Geheimnissen der Kunst sein sollte, die er blind, unwissend, und doch so leidenschaftlich anbetete.

Er sagte niemand etwas; sein Großvater hätte ihn nicht verstanden und die kleine Alois war für ihn verloren. Nur seinem Patrasche sagte er alles und flüsterte ihm zu: „Ich glaube, Rubens würde mir den Preis geben, wenn er lebte.“

Und Patrasche glaubte es auch; denn er wußte, daß Rubens die Hunde geliebt hatte, oder er hätte sie nicht mit so erstaunlicher Treue malen können; und Leute, die Hunde gern haben, das wußte Patrasche, sind immer mitleidig und gutherzig.

Am ersten Dezember sollten die Zeichnungen eingeliefert sein, und am vierundzwanzigsten Dezember die Entscheidung getroffen werden, so daß der glückliche Gewinner mit den Seinen recht frohe Weihnachten feiern konnte.

Mit klopfendem Herzen, bald geschwellt von Hoffnung, bald niedergedrückt von Furcht, packte Nello im Zwieltich eines bitterkalten Wintertags sein großes Bild sorgfältig auf den kleinen, grünen Karren, brachte es, mit Hülfe Patrasche's, in die Stadt, und legte es dort, wie vorgeschrieben war, in der Vorhalle eines öffentlichen Gebäudes nieder.

„Vielleicht ist es gar nichts wert. Wie kann ich's wissen?“ dachte er, das Herz von unsäglicher Bangigkeit erfüllt.

Jetzt, da er sein Bild abgegeben hatte, kam ihm seine Hoffnung so gewagt, so eitel, so töricht vor. Wie konnte er, ein armer, barfüßiger Junge, der kaum lesen konnte, davon träumen, daß er etwas zu leisten vermöge, das von großen Malern, von wirklichen Künstlern auch nur eines Blickes gewürdigt werden würde.

Als er aber an der Katedrale vorbeiging, faßte er wieder Mut. Die herrliche Gestalt des Rubens schien sich aus dem Nebel und der Dunkelheit zu erheben und vor ihm zu schweben, und die Lippen des freundlich lächelnden Meisters schienen ihm zuzurufen: „Habe Mut! Mit verzagtem Herzen und schwächerer Angst hätte ich niemals meinen Namen für alle Zeiten auf Antwerpen geschrieben.“

Nello eilte durch die eiskalte Nacht nach Hause, getröstet.

Er hatte sein Möglichstes getan; das Weitere lag in Gottes Hand, dachte er in jenem unschuldigen, keinen Zweifel kennenden Glauben, der ihm in der kleinen Kapelle zwischen den Weiden und Pappelbäumen eingestößt worden war.

Der Winter war schon sehr kalt. Als sie in jener Nacht die Hütte erreicht hatten, fing es an zu schneien; und es schneite unaufhörlich merere Tage lang, so daß die Wege und die Grenzen der Felder verschwanden. Und die Bäche waren gefroren und ein schneidender Wind piff über die Ebene. Da war es nun freilich harte Arbeit, die Milch zu holen, während die Welt noch in Dunkelheit versenkt war, und durch die Finsterniß nach der schweigenden Stadt zu faren.

Harte Arbeit, besonders für Patrasche, denn der Lauf der Jare, der Nello nur eine kräftigere Jugend brachte, er brachte ihm das Alter, und seine Gelenke waren steif und die Knochen schmerzten ihn oft. Aber er wollte seinen Teil an der Arbeit nicht aufgeben. Nello hätte ihn gern geschont und den Karren selber gezogen, allein Patrasche wollte es nie leiden. Das Einzige, was er erlaubte oder annahm, war, daß Nello, wo der Weg besonders schlecht war, hinten am Karren schob. Patrasche hatte im Hundegeschirr gelebt, und er war stolz darauf. Er litt oft arg von der Kälte und den abscheulichen Wegen und von Gliederschmerzen, dann biß er die alten Zähne zusammen, atmete mühsam, drückte den stolzen Nacken herunter und — trabte voran mit stätiger Geduld.

„Bleibe zu Haus und ruhe dich aus, Patrasche — es ist Zeit, daß du Ruhe bekommst, und ich kann den Karren ganz gut allein faren,“ sagte ihm Nello manchen Morgen. Doch Patrasche, der ihn sehr wol verstand, konnte ebenso wenig zu Haus bleiben, wie ein alter Soldat zurück bleibt, wenn zur Attaque geblasen wird; und Tag für Tag erhob er sich pünktlich, stellte sich zum Einspannen vorn an den Karren, und arbeitete sich tapfer durch den Schnee und über die Felder, in denen seine vier runden Füße so viele, viele Fure hindurch ihre Eindrücke hinterlassen hatten.

„Man darf nicht ruhen, bis man stirbt“, dachte Patrasche; und manchmal schien es ihm, als wäre für ihn diese Zeit der Ruhe nicht fern. Sein Gesicht war nicht mer so scharf, wie es gewesen war, und es fiel ihm schwer, des Morgens aufzustehn, obgleich er nie auch nur einen Augenblick auf seiner Streu blieb, wenn die Kirchenuhr fünf schlug und ankündigte, daß die Zeit der Arbeit begonnen hatte.

„Mein armer Patrasche, wir werden bald ruhig zusammenliegen, du und ich,“ sagte der alte Tehan Daas, und streichelte Patrasche den Kopf mit der verschrumpften runzligen Hand, die so lange die armelige Brodkruste mit ihm geteilt hatte; und das Herz des alten Mannes und das Herz des Hundes quälte der der bittere Gedanke: Wenn wir beide tot sind, wer wird sich um unsern Liebling kümmern?

Eines Nachmittags, als sie über den Schnee, der in der ganzen flandrischen Ebene hart und glatt wie Marmor geworden war, von Antwerpen zurückkamen, fanden sie auf der Straße eine hübsche kleine Puppe, eine Tambourinschlägerin, ganz Schar-

lach und Gold, ungefähr sechs Zoll hoch, und ungleich anderen Personen, die das Glück hat zu Fall kommen lassen, gar nicht beschädigt und verlegt durch ihren Fall. Es war ein hübsches Spielzeug. Nello gab sich Mühe, den Eigentümer zu finden, und, da dies nicht gelang, so meinte er, das beste sei, wenn er die Puppe Alois schenke.

Es war Nacht, als sie an der Mühle vorbeikamen; er kannte das kleine Fensterchen ihres Zimmers. Es war doch nichts Schlimmes, dachte er, wenn er ihr seinen Fund schenkte, sie waren doch so lange Gespielen gewesen. Unter ihrem Zimmer war ein kleiner Anbau mit abfallendem Dach; er kletterte hinauf und klopfte leise an den Laden; es war Licht drin.

Das Kind öffnete das Fenster, und sah, halb erschreckt, hinaus.

Nello gab ihr die Tambourinschlägerin in die Hand.

„Hier ist eine Puppe, die ich im Schnee fand, Alois. Nimm sie,“ küsterte er, „nimm sie, und Gott segne dich.“ Er glitt vom Dache herunter, noch ehe sie Zeit hatte, ihm zu danken, und lief durch die Dunkelheit davon.

In jener selben Nacht nun war Feuer in der Mühle. Ein Nebengebäude und große Fruchtvorräte wurden zerstört — die Mühle selbst und das Wohnhaus blieben verschont. Das ganze Dorf war, von Schrecken erfüllt, auf den Beinen und die Feuersprizen kamen durch den Schnee von Antwerpen dahergerauscht. Der Müller war versichert und verlor also nichts; nichtsdestoweniger war er im höchsten Grade aufgeregt und erboßt und erklärte laut, das Feuer sei nicht zufällig entstanden, sondern absichtlich angelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tanzlied Walthers von der Vogelweide.

Von Friedrich Volkmar.

Man hat sich gewöhnt, das Mittelalter als eine Zeit geistiger und politischer Finsterniß zu betrachten, welche sich in dem grellen Feuerchein der angezündeten Holzstöße, auf denen man die Keher und Hegen verbrannte, nur noch düsterer und trüber ausnimmt. Von dem „finstern Mittelalter“ spricht der Gebildete wie der Ungebildete (und wo ließe sich hier eine strenge Grenze ziehen), im Tone des Mitleids und der Geringschätzung, und er empfindet dabei ein Gefühl innigster Genugthuung, hoch über jener bedauernswerten Zeit, auf den lichtvollen Höhen unserer Tage zu stehen, erleuchtet von der Sonne der modernen Wissenschaft. Und in diesem Bewußtsein bestärkt ihn die Eigenliebe, mit welcher jeder die Zeit, in der er lebt, für die fortgeschrittenste und erleuchtetste, ihre Sitten und Gewonheiten, weil sie die seinigen sind, für besser und vollkommener hält, als die Sitten und Gewonheiten aller andern Zeiten. Mit welchem Rechte? Das ist etwas andres.

Genug, daß es so ist, und daß wir lieber ungerecht gegen andere sind, als streng gegen uns, und lieber in einem Irrtum beharren, weil er uns schmeichelt, als ihn gegen eine Wahrheit aufgeben, welche unser eingebildetes Selbstgefühl verletzen könnte. Wollten wir z. B. einmal in das Meer von irtümlischen und falschen Vorstellungen, welches fast über dem ganzen Mittelalter wie über einer versunkenen Stadt rut, untertauchen, vielleicht würden wir auf seinem Grunde manch' seltene Perle, manch' untergegangenes Kleinod finden, von dem wir bisher nichts gewußt noch geant haben! Und hier ist eines, das jahrhundertlang da drunten verborgen und vor noch nicht allzulanger Zeit erst wieder an das Licht des Tages gehoben wurde, — köstlich wie eines, welches die Neuzeit hervorbrachte: ein Tanzlied des einst von dem Unverstand und der Unwissenheit geschmähten und verachteten, jetzt so hoch gefeierten „Herrn“ Walthers von der Vogelweide.

Der Leser wird sich erinnern, daß wir schon im vorigen Jahrgange ein Tanzliedchen, und zwar aus dem Gebiete des Kinderlebens, besprochen haben. Solche „Tanzweisen“ oder „Tanzweisen“, wie sie im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert genannt wurden, sind ein eigentümlich schöner Vorzug der vergangenen Zeit, welcher unsrer heutigen Art zu tanzen leider völlig verloren gegangen ist. Nur in dem Kinderspiel hat sich noch ein Rest jener alten, schönen Tanzsitten lebendig erhalten, wie denn das kindliche Gemüt treuer und fester an den ursprünglichen Lebensformen und Gewonheiten hält und sie auch dann noch wie ein heiliges Vermächtnis von

Geschlecht zu Geschlecht liebevoll bewahrt, wenn die Erinnerung daran den Erwachsenen längst geschwunden ist. Versuchen wir indes, ob es uns gelingt, den Geist jener Zeiten aus seinem jahrhundertlangen Schlummer zu erwecken und so zu einer möglichst vollständigen und klaren Anschauung von einer Sitte vorzubringen, deren Fehlen in der Gegenwart als eine nicht geringe Einbuße an warem Vergnügen und ächtem, reinem Genuße zu beklagen ist.

Es ist Frühling geworden und der Mai mit allen seinen Wonnen ist ins Land gekommen. Feld und Wald haben sich zu seinem Empfange festlich geschmückt und ein neues, lichtgrünes Gewand statt des eintönig weißen Winterkleides angelegt. Bäume und Sträucher stehen in schimmerndem Blüthen Schmucke, die Weilschen hauchen ihre süßen Düste aus dem Grase empor und die Haide prangt in tausendfacher Blumenpracht. Aus dem Walde her tönt der girende Lockruf der wilden Taube, lustiger Finkenschlag und der fröhliche Gesang der Drossel, und im grünen Dunkel des Gebüsches singt und klagt ihre süßen Liebesweisen die Nachtigall. Alles lebt, alles genießt und freut sich des neuen wonnigen Maienglücks nach langer und harter Winterzeit, und der Mensch sollte es nicht? Er allein sollte sich der allgemeinen Lust verschließen und nicht fröhlich mit einstimmen in den lauten und jubelnden Freudenruf der ganzen belebten Natur? Und wenn es das Alter vermöchte, die Jugend vermag es nicht! — Von der Burg hernieder, aus der engen Winterhaft des Frauengemachs, steigen die Jungfrauen der Burg, die Fürstin oder Herrin mit ihren Begleiterinnen, ihrem edlen Ingefühle, wie es im Nibelungenlied von der Kriemhild und ihren Frauen heißt, hinab in das grünende, blühende Tal, des Maien Einzug nach uralter Sitte mit festlichem Reigen feierend zu begehen. Keusch und züchtig umschließen die hellen Frühlingsgewänder die schlanken Gestalten, kein entblößter Arm läßt Reize zutage treten, welche man bei unsrer heutigen Tänzen an unsern Frauen und Jungfrauen nicht mer entberren zu können glaubt, und als ein einziger unentbehrlicher Schmuck wiegt auf dem schön gebundenen Haupthar einer jeden sich ein düstig-frischer Blumenkranz*). Leichtem Ganges schreitet die anmutige Schar über die blumige

*) Auf den Kopfschmuck wurde von den Frauen der früheren Zeit nicht weniger Wert gelegt, als heutzutage. Namentlich wurde das Haar kunstvoll mit Bändern durchflochten und gebunden, was das Gebände genannt wurde.

Wie dem Waldbrande zu, denn dort unter dem schattigen Blätterdache der uralten Linde wartet ihrer, die Hand auf das vertraute Saitenspiel gelegt, der Sänger. Hochgefeiert von Alt und Jung und weithin bekannt in den deutschen Landen, ist er nicht nur der sangesfrohe Meister seiner Kunst mit dem unererschöpflichen Liederquell im Herzen, er ist zugleich der vornehmste Lehrer und Unterweiser der Jugend in der fröhlichen Kunst des Reigenanzes, unermüdet im Erfinden neuer Tanzweisen und Tanzarten, und in beiden, als Sänger wie als Reigenführer, dem Tanze unentbehrlich.

Wir modernen Menschen, die wir an eine so ganz andre Art zu tanzen gewöhnt sind, können uns kaum eine rechte Vorstellung davon machen, wie der Dichter bei dem Tanze der älteren Zeit eine so wichtige und maßgebende Rolle spielen konnte. Allein wir haben es mit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert zu tun, mit der ersten wunderbaren Blütezeit unsrer Literatur, der Zeit des Minnegebetes, und so darf es den Leser nicht verwundern, wenn er den Dichter, den wir uns so gern hoch über dem Tun und Treiben anderer Menschen erhaben wännen, hier inmitten des fröhlichsten Lebens als den Frohesten unter den Frohen eines Amtes walten sieht, das zu unsrer heutigen Vorstellung von einem Dichter — wie es jene alten Sänger im vollsten Maße waren — so ganz und garnicht passen will. Fast nirgends tritt der Unterschied der Jahrhunderte so deutlich zutage, wie grade an dieser Stelle in der unendlich verschiedenen Auffassung, welche ein jedes Zeitalter von seinen Poeten hat und von den Anforderungen, die es sich an dieselben zu stellen berechtigt glaubt. Wollte man z. B. an einen modernen lyrischen Dichter das Ansehen stellen, er solle die Texte seiner Lieder nicht nur mit selbsterfundnen klangreichen Melodien versehen, sondern auch selbst zum Vortrag bringen, also Dichter, Komponist und Sänger in einer Person sein, — er würde darüber gewiß in nicht geringes Erstaunen geraten. Versuchten wir es aber gar, uns ihm mit der Bitte zu nahen, seine Erfindungskraft zum Besten einer neuen geselligen Tanzart geltend zu machen, den neuerfundnen Tanz uns sobann, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, selbst einzustudiren, vorzutanzten und mit Gesang und Saitenspiel zu begleiten, so würde er darin eine Zumutung erblicken, welche sich mit seiner Würde als Mensch und Künstler durchaus nicht vereinbaren lasse. Und doch haben jene geistigen Anherren unsrer heutigen Liederdichter, doch haben die „Minnesänger“ an alledem nicht nur keinen Anstand genommen, sie haben es vielmehr für eine der ersten Pflichten ihres dichterischen Berufs, für ihre höchste Ehre gehalten, auch den Vergnügungen und Tänzen der Kreise, in welchen sie lebten, mit ihrer Kunst und ihrer Dichterkraft zu dienen und den Sitten und Gebräuchen ihrer Zeit das veredelnde Gepräge ihres Geistes aufzudrücken. Freilich waren diese Sitten ihnen günstiger, als die Sitten unsrer Tage es unsern heutigen Dichtern sind, und „eines schickt sich nicht für alle“, sagt der Altmeister unsrer neuen klassischen Dichtkunst, Goethe.

Der Leser entschuldige diesen Abschweif, der jedoch zum Ver-

ständnis eines Zeitalters notwendig war, von welchem uns die ungeheure Kluft von sechs, beinahe sieben Jahrhunderten trennt. Der Gedanke zwar überspringt diesen Abgrund leicht, doch können wir uns mit jenen fremden Erscheinungen nur dann vertraut machen, wenn wir sie mit Erscheinungen unsrer Tage prüfend vergleichen und sie so in unsre unmittelbare Nähe ziehen.

Wir nemen den Faden unsrer Schilderung da, wo wir ihn aus dem genannten Grunde fallen lassen mußten, wieder auf und begeben uns im Geiste unter die Linde zurück und in die Reihen und Gruppen der übrigen Zuschauer, welche die Neugier oder die Freude am Tanz herbeigelockt hat, manchen wol auch die Hoffnung, den hochberühmten Meister der edlen Dichtkunst, Herrn Walthar, bei diesem Maienfeste einmal in nächster Nähe belauschen und bewundern zu können. Leicht ist er unter den übrigen herauszukennen, auch wenn er das untrügliche Abzeichen des ächten Minnesängers, die goldne Harfe, nicht trägt. Hochragt die ritterliche Gestalt aus der Mitte der Jungfrauen hervor, die sich zum schönen Kreise um ihn geschlossen haben, seiner Weisungen gewärtig. Und der Tanz beginnt, langsam und feierlich, mit wechselndem Takt, je nach dem Sinne des Erfinders, der selbst ihn vorschreitend führt und dazu tönt von seinen Lippen nachstehendes Lied, welches wir hier in einer neuhochdeutschen Uebersetzung von Simrock wiedergeben, da wir die Kenntnis des Mittelhochdeutschen bei der Merzal unsrer Leser nicht voraussetzen dürfen:

„Nehmt, Herrin, diesen Kranz,“
Sprach ich jüngst zu einem Mägdelein wunderhold,
„So ziert ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen, die ihr tragen sollt.
Hätt ich viel Gold und Edelsteine,
Sie sollten euch gehören,
Darf ich redlich schwören,
Vertraut mir, daß ich's ernstlich meine.“

„Ihr seid so wohlgethan,
Daß ich euch ein Kränzlein gönnte herzlich gern,
So gut ich's winden kann.
Noch viel Blumen stehen, rothe, weiße, fern,
Die weiß ich dort in jener Gaide,
Wo sie gar hold entspringen,
Bei der Vöglein Singen:
Da sollten wir sie brechen beide.“

Soweit die Anrede des Dichters. Es ist also ein Ereigniß aus seinem eignen Leben, welches er seinen Hörern, vor allem aber den lieblichen Tänzerinnen zum Besten giebt, eine Begegnung mit einer Jungfrau edlen Standes, wie aus der Anrede hervorget. Es ist zugleich die Herrin seines Herzens und ihr hat er den Kranz bestimmt, den er gewunden hat. Den Namen der Geliebten aber verschweigt er — ihn nennen hieße an ihr und seiner Liebe zum Verräter werden, ja es war eine der ersten Pflichten des ritterlichen Minnesängers, das Geheimniß seiner Liebe selbst da zu bewahren, wo er sie in seinen Liedern öffentlich feierte.

(Schluß folgt.)

Brasilien und die deutsche Auswanderung.

Der Schreiber dieser Zeilen gedenkt eine Reihe der bei der Auswanderungsfrage in Betracht kommenden außereuropäischen Länder in einer entsprechenden Zahl von einander unabhängiger Aufsätze zu behandeln.

Wollte er bei dieser Aufgabe mit dem allernächstliegenden beginnen, so wäre selbstredend, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika den Reigen zu eröffnen hätten.

Ueber die Vereinigten Staaten ist aber seit langem genug geschrieben und geredet worden, und diese Mitteilungen sind in alle Schichten des Volks gedrungen; ferner berichten die Tageszeitungen unausgesetzt über nordamerikanische Zustände und Ereignisse; endlich gibt es wol kaum einen Deutschen, welcher nicht Verwandte oder Bekannte jenseits des großen Wassers hätte oder mit einem Menschen verkehrte, der etliche Jare sich „drüben“ aufgehalten hätte und nun „natürlich“ alles Mögliche über die transatlantische Republik tausendmal besser weiß oder zu wissen behauptet, als dergleichen irgendein Mensch schriftlich mitzuteilen vermöchte.

Lange nicht so von deutscher Auswanderung heimgesucht, als

die glorreiche nordamerikanische Republik der Vereinigten Staaten, ist das südamerikanische Kaiserreich Brasilien; dennoch aber ist unzweifelhaft, daß sich die Blicke sehr vieler europäischer und Deutschlands — leider — leider! — übersatter Landsleute nach dem südlichen Teile des amerikanischen Kontinents richten, zumal es ja niemandem verborgen ist, daß sich auch in Brasilien schon eine verhältnismäßig große Zahl deutscher Einwanderer befinden und viele tausende davon sich für immer dort heimisch gemacht haben.

Dazu kommt, daß Brasilien eines der interessantesten Länder der Erde ist, und keineswegs allein deswegen, weil es zu einem sehr großen Teile heute so wenig wie vor Jahrhunderten erschforcht ist.

Und ferner kommt dazu, daß in neuester Zeit vielfach falsche Vorstellungen über das, was den Ansiedler in dem Lande der undurchdringlichsten Urwälder und riesengewaltigsten Ströme erwartet, verbreitet worden sind. Von der einen Seite ist Brasilien geflüchtig als ein vollendetes Paradies geschildert worden, in dem man womöglich nur die Palmfrucht von dem Baume brechen

brauche, um auf das köstlichste sich zu nähren, und nur die Diamanten vom Boden aufheben dürfe, um ein reicher Mann zu werden. Von anderer Seite hat man überreichlich auf dieses Paradies räsonniert. Es sei der Inbegriff alles Schmutzes auf Erden, stöße von Ungeziefer und allerlei kleinem und großem Raubzeug, Klima und Witterung seien ungesund und zum Teile vielen Europäern sogar tödlich; die Kost sei nicht zu genießen, die Diamanten stede wolweislich die Regierung im Verein mit einer kleinen Zahl privilegierter Kapitalisten, in die Tasche, und die übrigen kolossalen Reichtümer des Landes gehörten vorläufig, und wahrscheinlich noch auf sehr lange Zeit hinaus, niemand anderem, als dem Boden selbst, dem man sie, u. a. in Anbetracht der hauptsächlich durch ihre Abwesenheit glänzenden Verkehrswege und Verkehrsmittel, absolut nicht entreißen könne, u. s. w.

Diese beiden grundverschiedenen Widersprüche sind nun einander wert und würdig; in beiden steckt manches Ware, in beiden viel Falsches und Verlogenens.

Brasilien ist ein von der Natur verschwenderisch ausgestattetes Land; aber bei ihm, wie sonst so oft in der Welt, bewährt sich das Sprichwort: Wo viel Licht, da viel Schatten.

Brasilien ist ungeheuer groß, nur etwa um den zehnten Teil kleiner, als Europa, denn es hat einen Flächeninhalt von mer als 154 000 Quadratmeilen, dafür sind aber seine gewaltigen Ländermassen dem Kulturmenschen erst ungefähr zum vierten Teile völlig bekannt und höchstens zum zwanzigsten Teile sind sie angebaut. Auch die Menge der Bevölkerung stiet in gar keinem Verhältnis zur Ausdehnung des Landes; dasselbe hat wenig mer als 10 Millionen Einwohner, ungeredet eine schwer zu schätzende Zahl von Indianern, deren kleinerer Teil, angeblich 500 000 Köpfe stark, halbkultiviert und der brasilianischen Regierung untertan ist, während der vermutlich weitaus größere, nach der wahrscheinlichsten Schätzung gegen eine million Seelen umfassende, zwar innerhalb der Grenzen des Kaiserreichs lebt, aber von dessen Herrschaft so wenig zu fällen bekommt, als der Vogel in der Luft.

Brasilien ist aber nicht nur eines der allergrößten Reiche der Erde, — es ist vielmehr in der That auch eines von den allerreichsten, ein Land, von dem Professor Agassiz one Wagnis behaupten konnte, es sei schlechthin das produktivste der Erde, das geeignet sei, seinen Bewohnern den Erwerb ihrer Lebensmittel ganz besonders leicht zu machen.

Neben Achat, Topasien, Saphiren, Rubinen, Smaragden finden sich in den quarzreichen Alluvien (dem angespülten Erdreich in und an den Flußbetten) Diamanten und daneben das geschätzteste der Edelmetalle, das Gold, häufig begleitet von den beiden andern Edelmetallen Platin und Palladium.

Von den vielfach weit nützlichern Metallen, welche aber nicht die Ere genießen, zu den edelen gerechnet zu werden, findet sich hauptsächlich Eisen, in Erzen aller Art von teilweise vorzüglicher Beschaffenheit und großer Mächtigkeit. Auch Steintolen sind vorhanden in taum zu erschöpfender Menge. Außerdem harren fast alle Mineralien, die es gibt, in dem brasilianischen Boden, mer oder minder verbreitet, der Hand des Bergmanns.

Noch mer als der Reichtum des Bodens drängt sich der Anerkennung des Forschers die Fülle und Mannichfaltigkeit der brasilianischen Pflanzenwelt auf. Auf einer Landfläche, die nur eine halbe Quadratmeile umfaßte, hat Agassiz 117 verschiedene wertvolle Holzarten angetroffen, die fast alle Farben repräsentirten und zumeist für die feinste Politur empfänglich waren.

Ueberreich sind die brasilianischen Urwälder an mereren Cedernarten, dann an Fernambuk-, Jataranda-, Campeche- und Mahagoniholz, an Baumwollbäumen, dem Wollbaum Barrigudo, an Kakaobäumen, Bananen und andern Fruchtbäumen, an Palmen verschiedenster Art, darunter die Tucunapalme, deren Blätterfasern zu allerhand Geweben, zu Stricken u. dergl. verarbeitet werden u. s. w. ins schier Endlose. Hinzugefügt sei noch, daß man von gewissen brasilianischen Bäumen z. B. auch Wachs gewinnen kann, welches zur Kerzenfabrikation zu gebrauchen ist, daß andre ein Mark oder einen Saft haben, welcher zur Nahrung dient, noch andere in ihren Säften den Menschen berauschende Genußmittel darbieten; daß es endlich eine Palmenart gibt, von der die Indianer alles gewinnen, was sie zu ihres Lebens Notdurft und Nahrung gebrauchen, nämlich neben Nuß- und Bauholz Tranke und Speise, Stricke und Angeln, Waffen und Harpunen, Arznei und Stoff zu ihren Ruhelagern, schließlich auch Kleider und selbst — Musikinstrumente. Der heilkräftigen Pflanzen ist gleichfalls Legion; hier genüge es, Saffaparilla, Ipecacuanha, Jalappa und China anzuführen.

Nicht minder sind Boden und Klima allen erdenkbaren Plantagenprodukten günstig, dem Kaffeebaum wie dem Zuckerror, der Teestauden wie der Tabakpflanze, und in manchen Landes-teilen leistet die Erde in ununterbrochener Reihenfolge zwanzig Ernten, one Düngung zu verlangen.

Alles in allem kannte man schon vor zehn Jahren etwas mer als 20 000 Pflanzenarten, welche Brasilien eigentümlich sind.

Gleichfalls sehr reich ist das einheimische Tierreich vertreten. Am geringsten an Zahl zeigen sich die Arten der großen vierfüßigen Raubtiere. Von diesen verdienen die Unzen (amerikanische Tiger oder Jaguare) zuerst erwähnt zu werden, weil sie die furchtbarsten Raubtiere Brasiliens sind. Sie sollen Menschen nur selten angreifen und, wenn sie sich einmal an die pikante Kost des Menschenfleisches gewöhnt haben, sich am meisten für Neger und Mulatten, weniger für Indianer und am wenigsten für Weiße interessieren. Die Indianer revanchiren sich dadurch, daß auch sie das Fleisch und Fett des Jaguars nicht verschmähen, trotz des ihm anhaftenden Geruches, und daß sie das letztere sogar als Parfüm gebrauchen, mit dem sie sich den Körper einbalsamiren. Uebrigens wissen auch die weißen Bewohner Brasiliens der Unze eine gute Seite abzugewinnen. Erwischen Sie nämlich gelegentlich Unzensäuglinge, so zämen sie dieselben und benutzen sie an Stelle von Hofhunden.

Den nächsten Rang in der brasilianischen Raubtierwelt nemen die, in manchen Gegenden sogar in großer Anzahl vorkommenden amerikanischen Löwen — auch Silberlöwen, Aguare oder Pumas genannt — ein. Der Puma wagt sich an Menschen noch viel weniger, als der Jaguar, und get sogar großen Tieren, Pferden, Maultieren, selbst größern Hunden, aus dem Wege. Auch sein Fleisch wird hier und da genossen. Von gefährlichen Raubtieren, welche zu den Säugetieren gehören, hat sonst Brasilien nicht viel zu leiden, man müßte höchstens noch einige Arten blutsaugender Fledermäuse hierher rechnen, über deren Schädlichkeit oder Unschädlichkeit die Berichte weit auseinandergehen. Nach den einen kommt es vor, daß brasilische Pflanzler wegen dieser Fledermäuse ihre Pflanzungen verlassen mußten, um wenigstens ihre Pferde und sonstigen Nutztiere zu retten, während sie nach andern nur geringfügigen Schaden anrichten.

Das größte einheimische Säugetier Amerikas, der Tapir, war vor Zeiten in Brasilien sehr häufig zu finden, gegenwärtig jedoch sind die Tapire selten geworden. Den Menschen werden sie nicht anders, als durch die Verwüstung der Zuckerrorplantagen unangenehm, dafür aber auch durch sein wirklich woltschmeckendes Fleisch und sein nicht weniger brauchbares Fell nützlich. Von den unschädlichen Vierfüßlern Brasiliens dürften Stachelschweine und Faultiere unsern Lesern am bekanntesten sein.

An gefährlichen Amphibien- und Reptilienarten ist Brasilien reicher. Alligatoren bis zu 16 Fuß Länge finden sich in seinen Flüssen, und Schlangen, darunter neben den Boas auch Klapperschlangen, machen in großer Mannichfaltigkeit die Wälder, wenn nicht grade sehr unsicher, so doch jedenfalls unheimlich.

Dafür sind aber auch die nützlichsten aller Reptilien, die Schildkröten, in den brasilianischen Gewässern massenhaft vertreten. Nicht nur ihr Fleisch ist zum Essen und ihre Kiefenpanzer zur Anfertigung des Schildkrot trefflich zu nützen, sondern auch ihre Eier sind als Nahrungsmittel und zur Herstellung eines dem Olivenöl an Güte gleichgeachteten Oels hochzuschätzen.

Von der bunten Schar der südamerikanischen Vögel haben hier vor allem Anspruch auf Erwähnung der amerikanische Strauß oder Emu, dann von den Reiherarten die rote Löffelgans und der rote Ibis, und den kleinsten, aber auch einen der interessantesten und schönsten Vögel nicht zu vergessen, der prachtvoll gefiederte Kolibri.

Am häufigsten von den Säugetieren sind die Affen und von den Vögeln die Papageien, die beide scharenweise anzutreffen sind und mit ihrer von argem Spektakel begleiteten Beweglichkeit die brasilianischen Landschaften oft mer beleben, als dem Reisenden angenehm ist.

Von Insekten sind die mit ausgezeichnetem Honig ausgestatteten Bienen als die nützlichsten, und die von einem einzigen Naturforscher in 14 000 Arten gesammelten Nacht- und Tagmetterlinge als die schönsten anzuführen. Recht störend treten dagegen vielfach die Ameisen auf, und mer als sie die Moskitos, jene berüchtigte Stechmückenart, und die Sandflöhe, denen nach Bancroft nichts weiter fehlt, als daß sie hüpfen könnten, um das ganze heiße Amerika total unbewohnbar zu machen.

(Schluß folgt.)

Einiges über der kostbareren Metalle und Elemente Herkommen, Preise und Verwendung.

Die allgemeinen Vorstellungen von den materiell edelsten und kostbarsten Besitztümern pflegen über Gold, Edelsteine und Perlen gewöhnlich nicht hinauszugehen. Die ächten Spitzen, die, freilich nicht ihren Verfälscherinnen, mit Gold reichlich aufgewogen werden, haben doch wesentlich nur in den Augen luststrebender Frauen solchen Wert und sind dabei allzu vergänglich. Wenn sie abgenutzt sind, ist ihr Wert verbraucht. Auch die Kostbarkeit der Perlen ist keine dauerhafte; Alter und häufige Benutzung machen sie unansehnlich, häßlich; einige Tropfen starken Essigs vertilgen ihren Schimmer, ja ihr Dasein unwiderbringlich. Die Schätzung der edlen Steine ist eine sehr wechselnde, je nachdem bald hier, bald dort zahlreichere Exemplare einer Gattung aufgefunden werden, dabei ist ihr Zufallswert noch durch Feuer vernichtbar, selbst der Diamant ist in einige Liter fast wertloser Kohlenäure umwandelbar. Da bleiben die goldnen doch die dauerhaftesten Schätze, sicher vor Rost und Motten, weder durch Feuer noch chemische Agentien entwertbar: aus allen Legierungen oder Lösungen läßt sich Metall sich in voller Natur wieder herstellen. Das ist der Vorteil seines elementaren Wesens, den in verschiedenem Grade noch andre Metalle mit ihm teilen, kostbarere und geringer gewertete.

Der Beginn, nicht der speziellen Wertschätzung, die der Schmied etwa für Eisen hat, sondern der gesellschaftlich allgemeinen, ist ja in nationalen Grenzen schon beim Kupfer, dessen Besitz in einigem Quantum, das geprägt ist, doch jederzeit und an jedem Ort das Sattessen ermöglicht. Aber in unsern Scheidemünzen nehmen wir das Kupfer bekanntlich zum Vielfachen seines Marktpreises in Tausch, der jetzt nur 70 Pfennige pro Pfund beträgt, sodas nach ein Beamter mit monatlich 250 Mark Gehalt mit 357 Pfund Kupfer ausgelöst werden müßte. Wenn auch Zinn mit 1 Mark und Quecksilber mit 250 M. pro Pfund bezahlt werden, so sind sie doch zu geringwertig, als daß wir uns bei ihnen aufhalten. Dem Nidelmetall, das für 4 M. pfundweis zu kaufen ist, ist in unsern Marken nun auch die zweifelhafte Ere widerfahren, daß es, wenn mit den bekannten, noch in keiner vorinsinulischen Erdschicht entdeckten mytologischen Ungeheuern gestempelt, die wir gewohnheitsmäßig Adler nennen, in allen Händen gleiche Schätzung erfahren muß, die gleich dem zweiundeinhalbfachen des richtigen Wertes ist; also ein Pfund Nidel in Geldgestalt gilt bei uns zehn Mark. — So sind die großen und kleinen Nidel freilich sicher, nicht in den Schmelztigel für Neusilber (bestet aus Kupfer, Nidel und Zinn) zu wandern! —

Das rötlich-weiße Bismutmetall, zwar schon doppelt so teuer als Nidel, als gediegenes Metall, aber nicht häufig in der Natur vorkommend, erweist sich vorwiegend durch seine leichte Schmelzbarkeit, zumal wenn mit Zinn und Blei legiert, nützlich. Können doch mittels solcher Legierung, die schon bei 91° Celsius, also unterhalb der Hitze des siedenden Wassers schmilzt, nicht nur Druckformen und Stereotypen, sondern sogar Holzschnitte abgetatscht (lichtet) werden!

Indem wir die Metalle und einige ihnen ähnliche Elemente in der Reihe, als ihre Marktpreise (die immer pro Pfund angegeben werden) steigen, kurz weiter vorführen, gelangen wir nun schon zu einem merkwürdigern Sonderling, dem Natrium. Es ist das Metall, das in der Soda und im Kochsalz steckt und in Anbetracht der Schwierigkeit, es aus diesen Substanzen rein herauszubekommen, mit 10 Mark billig genug zu haben ist. Doch benimmt es sich noch gar nicht edelmetallisch, bleibt an der Luft seinen Augenblick glänzend, schwimmt auf Wasser, zerfällt es und verbrennt dabei. Wenn man es unzerlegt aufbewahren will, muß man es ganz untergetaucht unter Petroleum halten. Doch kann man mittels seiner manche edleren Metalle aus ihren Verbindungen herstellen.

Ein leicht entberliches Metall, das als Begleiter des Zinks austritt und in seinen Eigenschaften zwischen diesem und dem Zinn stet, ist das Radium. Nur seine größere Seltenheit bedingt den gegen Zink hohen Preis von 11 Mark 50 Pf.

Dagegen rürt der mer als fünffach höhere Preis des Aluminiums (56 Mark für Barren, 65 Mark für Blech, 79 Mark für Drat) einzig von der zu seiner Herstellung nötigen, sehr umständlichen Arbeit und der Verwendung des schon erwänten Natriums dabei her, denn das Metall ist im oxydierten Zustand enthalten in der fast überall vorkommenden Tonerde, und vielen massenhaft vorkommenden Mineralien. Seine schätzbarste Eigenschaft, neben seiner Geschmeidigkeit (es kann wie Gold und Silber zu Blättchen ausgeschlagen werden) ist seine Leichtigkeit, es ist nur den vierten Teil so schwer als Silber und besitzt nur ein Drittel der Schwere des Zinns oder Eisens. Wer also sein Leben glaubt gegen gewalttätige Angriffe mit einer metallenen Schutzwehr versehen zu müssen, der kann sich einen Aluminiumpanzer zulegen und trägt ihn dreimal leichter, als einen stählernen. Zur Münzprägung könnte dieses Metall sehr tauglich erscheinen, als Ersatz der Silberscheidemünze, es würde den Beutel weniger beschweren, und Falschmünzen wäre ausgeschlossen, da kein zweites so leichtes Metall von ähnlichen Eigenschaften existiert; aber das Aluminium hat die nicht ganz noble Passion, sich in Seifenfederlauge rasch aufzulösen zu einem Nledschen ganz ordinären Tbons — man denke sich den Lärm im Saale, wenn solche traurige Metamorphose mit den 2- und 5-Groschenstücken in den Händen waschender Frauen öfters vorkämen! —

Das Kalium kostet zwar 85 Mark, zeichnet sich aber vor dem ihm

sonst in seinen Eigenschaften durchaus ähnlichen Natrium nur durch noch größere Leichtigkeit aus.

Das Silber mit ungefährem Wert von 90 Mark schließt sich nun an; in unsern Scheidemünzen lassen wir es nach künstlich gesteigertem Wert kursieren, während die alten Silbertaler bekanntlich noch immer zitternd am Scheidewege harren müssen, ungewiß, ob sie degradirt in den Nidelkrug und außer Landes gejagt werden sollen, oder ob sie wieder millionenweis in den dunklen Schacht der Bankkeller als teilweise Notendeckung hinabgeschlungen werden sollen?

Das sehr seltne Selen, zwar nicht zu den Metallen gehörig, halb metallisch glänzend, schwarz von Farbe, als Pulver rot, ein Begleiter des Schwefels in der Natur, zeigt sich bei dem anderthalbfachen Preise des Silbers (137 Mark) von höchst merkwürdigen Eigenschaften. Im amorphen Zustand ist es Isolator für Elektrizität, wenn kristallinisch, leitet es dieselbe und zwar, wenn es beleuchtet ist, besser, als in der Dunkelheit. Die Leitungsfähigkeit des Selen nimmt mit der Stärke der Beleuchtung zu, und es wird, in höchst auffallender Uebereinstimmung mit der Rehhaut des Auges, von denjenigen Teilen des Spektrums am meisten beeinflusst, welche das Auge am stärksten erregen. Auf diese Eigenschaften hin hat der durch seine genialen elektrischen Erfindungen und Konstruktionen bekannte Siemens ein Photometer (Instrument zum messen der Leuchtkraft) hergestellt, das physikalisch von höchstem Interesse ist.

Das silberweiße Magnesiummetall, das sich aber schon bei 300 durch Wasser oxydirt, ist zwar in seinen chemischen Verbindungen in Mineralien massenhaft genug vorhanden, aber schwierig metallisch rein darzustellen; man bezalt es daher in Pulverform mit 110 Mark, in Gestalt von Barren mit 190 Mark, als Drat oder in Bandstreifen mit 200 Mark. Es findet in der Form von Drat sehr wichtige Anwendung. Brennt man nämlich solchen an einem Ende an, so setzt sich die Verbrennung ununterbrochen fort und mit so intensivem und optisch wirksamem Licht, daß man wie bei Tageslicht dabei photographiren kann. So hat man z. B. bei Magnesiumlicht unterirdische Tempel- und Gräberbauten in Ägypten photographirt: ein zwar kostspieliges, auf andre Weise aber garnicht mögliches Verfahren.

Das zinnweiße, ser schwer schmelzbare Molybdän, für 250 Mark käuflich, kommt oxydirt oder mit Schwefel verbunden, ser selten und spärlich in der Natur vor. Daher ist das molybdänäure Ammoniak, das der Chemiker im Laboratorium häufig benutzt, eines seiner kostbarsten Reagentien.

Das Thallium, ein bleianliches, weiches, leicht schmelzbares Metall, ist zwar in der Natur verbreiteter, als das vorhergehende, in Mineralien, salinischen Wässern und sogar in Pflanzenaschen, wird aber immer nur als sehr geringe Beimengung gefunden. In Stücken kostet das Metall 340 Mark.

In seinen Erzen sehr verbreitet, in geringer Menge auch ein häufiger Begleiter des Eisens, ist das Mangan. Das Metall ist dem Gusseisen ähnlich und sehr spröde. Nur die ungemein große Schwierigkeit, es von allen Beimengungen zu befreien, rechtfertigt den Preis von 500 Mark. In Legierung mit Eisen dagegen, als sogenanntes Ferromangan, findet es im großen Anwendung zur Bereitung des Bessenerstahls; das Pfund einer solchen Legierung kostet freilich nur M. 1.50, trotzdem darin 40 bis 70% Mangan enthalten sind.

Wir gelangen nun, als zum nächstern, zu dem wenigstens seinem Ruf nach allgemeiner bekanntem Platin. Als edles Metall kommt es nur gediegen vor, und zwar in, die Ausbringung des Erzes sonder, Menge hauptsächlich nur in Südamerika, mer noch am Ural. Doch dürften aus beiden Ursprungsgegenden zusammen jährlich kaum 50 Centner des Metalls gewonnen werden. Daß aber der Geldwert dieser Produktion nicht ganz unbedeutend ist, kann sich der Leser berechnen, wenn er erfährt, daß der Preis pro Pfund gegenwärtig für Platinmör oder Schwamm 650 Mark, für Blech und Drat 575 Mark beträgt. Seine Schwereschmelzbarkeit und Widerstandsfähigkeit gegen die meisten chemischen Agentien lassen es zur Anfertigung verschiedener chemischer und technischer Apparate fast unentberlich erscheinen. Das Platinmör, d. i. so fein verteiltes Metall, daß es wie schwarzes Pulver erscheint, verdichtet Gase und so besonders den Sauerstoff der Luft in solchem Maße in seinen Poren, daß es durch seine Vermittlung dritte Substanzen entzündet (wie z. B. Wasserstoff) oder oxydirt, so z. B. den Alkohol zu Essigsäure (Schnellesigfabrikation).

Das Tellur, in seinem Verhalten dem Selen ähnlich, aber silberweiß und von starkem Metallglanz, kostet 750 Mark, one eine technische oder chemische erwäntswerte Anwendung zu finden.

An das Eisen erinnert das chemische Verhalten des Chrommetalls, das hart, spröde, schwerer schmelzbar als Platin und zinnweiß von Aussehen ist; seine chemischen Verbindungen finden als Erdfarben, zum Zeugfärben, als Beizen und im chemischen Laboratorium häufige Verwendung; derjenigen des Metalls aber dürfte der hohe Preis von 900 Mark noch lange im Wege stehen.

In einigen seltenen Mineralien kommt das Metall Titan oxydirt vor, das in seinem Verhalten dem Zinn ähelt; da es mit 1200 Mark pro Pfund bezahlt wird, rangirt es hier unmittelbar vor:

Gold, das laut Gesetz bei uns 1392 Mark das Pfund Feingold gilt. Seine Eigenschaften sind bekannt genug, wenn auch so mancher Grund hat, etwas öftere Berührung mit ihm in geprägter Form zu wünschen. Die Licht- und Schattenseiten des Wirkens und Treibens des verwandlungsfähigsten aller Metalle im sozialen Leben sind

anderwärts beständiger Gegenstand des Nachdenkens und der Besprechung. Mag es aber auch allgemeines, gesellschaftliches Äquivalent für alle Güter, selbst für moralische Eigenschaften vieler Leute sein, so wird sich doch keine Menschenwürde niemals ihm irgendwie äquivalent setzen lassen, noch Kompromisse mit seiner Zudringlichkeit eingehen. Aber auch die Kostbarkeit des Goldes als Metall ist eine sehr mittelmäßige, wie folgende Fortsetzung unserer Reihe zeigt.

Da ist das Uran, das nur aus einem Mineral, dem Uranpecherz fabrikmäßig dargestellt wird, da einige chemische Verbindungen desselben zum Glasfärben (meergrün) und zum Porzellanmalen, sowie noch mehr in der chemischen Analyse gebraucht werden, und dessen Preis schon 1750 Mark erreicht. Das Silicium ferner kostet gar 2000 Mk., obgleich es gar nichts seltenes ist: denn seine Sauerstoffverbindung, die Kieselsäure, ist in den meisten Gebirgsarten als Massenbestandteil vorhanden und dürfte an Gewicht einen recht erheblichen Bruchteil der Erde betragen; die Abscheidung des Elementes aber verursacht solche Kosten.

Zridium, Palladium und Osmium, welche entsprechend zu 2100, 2150 und 2550 Mk. berechnet werden, sind drei zusammengehörige Kumpans, die zu dem gewöhnlichen Gefolge des Platins gehören, aber ihm an Menge in den Erzen immer erheblich nachstehen. Zridium ist weißer und gröber als Platin, aber auch noch schwerer schmelzbar und wird selbst von Königswasser nicht angegriffen. Palladium gleicht dem Platin in allen Eigenschaften am meisten, ist aber bedeutend leichter im Gewicht und schmelzbarer. Osmium dagegen kennt man nur als schwarzes Pulver, da es gar nicht schmelzbar ist; wol aber läßt es sich in Königswasser lösen und zu einer flüchtigen Säure verbrennen, die höchst angreifend auf den menschlichen Organismus wirkt.

Von Erbium dürfte wahrscheinlich gar kein ganzes Pfund, aus allen Laboratorien zusammen, aufzutreiben sein; wenige Augen haben es je in Metallgestalt gesehen, wer aber durchaus ein Pfund davon besitzen wollte, müßte dafür 3500 Mark zahlen, obgleich es dem Stande nach nur zur Spitze des Eisens gehört.

Wenn man für 4250 Mark ein Pfund gelblichen Bariummetalls erwirbt, so vergesse man nicht, daß es in der Form von schwefelsaurem Barium, natürlichem (Schwerspat) oder künstlichem (Blankfäße) so billig und so gemein ist, um ein beliebtes Hilfsmaterial für Waaren- und Nahrungsmittelfälscher abzugeben.

Ein weiterer Gefolgsmann des Platins ist das Rhodium, schwerer schmelzbar und noch widerstandsfähiger, aber von dessen fast achtfachen Preise, nämlich 4750 Mark.

Einzig aus der Freiburger Zinkblende ist bis jetzt das Indium hergestellt worden. Es ähneln an Farbe dem Platin, ist aber so weich, dehnbar, auf Papier abfärbend wie Blei, welches es dadurch übertrifft, daß es polierbar ist und an der Luft und selbst in kochendem Wasser blank bleibt. Preis 7000 Mark.

Das Calcium ist das metallische Element des Marmoralks, des Marmors, des Gipses und ganzer Gebirgsarten. Es ist gelblich, dehnbar, schmelzbar, nur anderthalbmal schwerer als Wasser und verbrennt so intensiv leuchtend, wie Magnesium, wird aber bei dem Preise von 7500 Mark schwerlich zum selben Zwecke vom Photographen benutzt werden.

Er und Didym sind zwei fast immer zusammen, aber nur in wenigen, seltenen Mineralien vorkommende Elemente, die gleichfalls der Gruppe des Eisens zugehören; sie sind erst in neuerer Zeit metallisch rein hergestellt worden; das erstere wird auf 8150 Mk., das letztere auf 9000 Mark berechnet.

Das leichteste aller festen Elemente, nur 0,6 (sechs Zehntel) so schwer als Wasser, ist das Lithium, das nur spärlich in Gesellschaft von Kalium und Natrium sich in der Natur vorfindet und diesen in seinem Verhalten völlig gleicht. Sein Preis ist 10,000 Mk.

Dem schon erwähnten Silicium ähnelt das Zirkonium; in Form von Kieselsäure und Zirkonsäure (oder -Erde) bilden beide vereint den Edelstein Hyazinth. Zirkon als Element kostet 16,250 Mk.

Es tritt uns noch in dem Ruthenium, einem grauweißen, spröden Metalle, das letzte und kostbarste (17,150 Mk.) Mitglied der Platinsippe entgegen, das im Preise nur noch von dem seltenen Metall Vanadin übertroffen wird und zwar erheblich, denn für 25,000 Mk. erhält man nur ein einziges Pfund davon in Form eines schwarzgrauen Pulvers oder in weißen, spröden Blättchen. In seinem sonstigen Verhalten stet es den erwarteten Metallen Chrom und Molybdän am nächsten.

Wie unbedeutend, fast lässlich erscheint gegen die letzteren Metalle das sonst so hoch und höchst geschätzte Gold! Fast achtzehn Pfund muß man hingeben für ein Pfund Vanadin! Es ist offenbar nur die Unbekanntschaft mit diesen kostbaren Dingen in Kreisen, die durch Aufhängen von solchen an ihrem Körper so gern geschäftliche Ausschümpfe fördern, und das bisherige Fehlen eines daraus bezüglichen menschlichen freundlichen Winkes seitens eines Sachverständigen, der diesen Elementen einen weiten Wirkungsbereich, ein schönes Loos bisher verschlossen hat. Schmutz und Geschmeide von zwölferlei Metallen, alle weit, weit teurer als Gold — welche gediegenen Gespräche ließen sich daran knüpfen auf Vällen! Und wie neu, exquisit und apart müßten nicht die Schilderungen unsrer bekannten Feuilletonkünstler geraten, wenn sie die Beschreibung unsrer bekannten Toiletten noch würzen könnten durch die Detailmalerei der geschmackvoll abgetönten Effekte des Halsbandes von Vanadinblättchen, des in Ruthenium gefassten Türkisolliers, der Didym-

ohrringe mit Indiumbombeln und der weiteren Herrlichkeiten, womit dieser oder jener kommerzienrätliche Stern die Augen entzückte! Nach den Preisen dieser vorher nie genannten Raritäten wird man dann schon fragen und — welcher „Aufschwung“ kann vielleicht daraus entstehen!?

N. L.

Die Feinde der Engländer im Kaplande. I. Die Basuto (Schluß). Die genannten Wordinstrumente werden von eingeborenen Schmieden sauber und dauerhaft hergestellt; sie und da findet man Leute, die es in der Kunst des Waffenschmiedens zu hoher Fertigkeit gebracht haben. Die Betschuanen nähren sich gleich uns sowohl von Fleisch, das sie in irdenen Töpfen kochen, wie von Mel, das sie auf einem großen Steine reiben, und von verschiedenen Feldfrüchten, darunter Melonen, Kürbisse, Bohnen, Erdbeulen u. Auch gerommene Milch genießen sie, süße Milch bekommen nur die Kinder. Von den Basuto, unter deren Namen man sehr häufig alle östlichen Betschuanen zusammenfaßt, wissen wir, daß sie auch ein Malzbier brauen. Tabak rauchen alle Betschuanen, vorzüglich die Frauen, und zwar durchweg aus Wasser-pfeifen; früher rauchten sie Haschisch. Aber noch viel eifriger, als sie rauchen, schnupfen sie, sie kneipen förmlich, wenn man so sagen darf, Schnupftabak, d. h. sie schmelzen gesellschaftsweise in diesem unfaubern Genuße. Der Tabak wird zwischen zwei Steinen zu Pulver zerrieben und dann, da er an sich für eine richtige Betschuanenrauche nicht pikant genug ist, noch mit Holzasche untermengt. Der also zugerichtete Tabak kommt in die aus einer ausgehöhlten Palmfrucht oder einem kleinen Kürbis bestehenden Dose, die der Betschuane mit dem dazu gehörigen eisernen oder elfenbeinernen Rajentlöfchen stets bei sich führt. Aus der Dose wird eine größere Menge Schnupftabak in die hohle Hand geschüttet und von da mit dem Löffel in kleinen Portionen in die Nase befördert. Mit dieser Operation wird nun nicht eher aufgehört, bis den Schnupfern im Uebermaß des kitzelnden Genußes die hellen Tränen über die bronzenen Backen laufen. Die Wohnungen der Betschuanen bestehen aus backofenförmigen Hütten, die mit Schilf oder Binjen überdacht sind, während Fußboden und Wände mit einem aus Ton und Kuhdung hergestellten Anstrich versehen sind. Durch den Eingang kann man sich nur in die Hütte hineinqueitschen, denn er ist wenig über drei Fuß hoch und ungefähr zwei Fuß breit. Die Unreinlichkeit ist in den Betschuanenhütten noch mehr zuhause als die Betschuanen selbst. Jede Hütte ist umzäunt; rings um die Vaterhütte bauen sich die herangewachsenen Kinder ihre eigenen Behausungen, und je mehr deren werden, desto mehr Ursache stolz zu sein hat natürlich der Vater und die ganze Familie. Möglichst in der Mitte eines solchen Hüttenkreises befindet sich der Platz der Familiensammellinie, Kotla genannt, eine Feuerstelle, um die sich alle Zugehörigen arbeitend oder essend und plaudernd vereinigen. Viele solcher Hüttenkreise gruppieren sich — gleichfalls im Kreise — zum Dorfe oder zur Stadt, welche letztere 6000 bis etwa 10000 Einwohner zält. Wie die Stadt oder das Dorf selbst und seine Hütten und Hüttengruppen sind in den Betschuanenortlichkeiten auch die Straßen und Plätze rund, grade Straßen kennt der Betschuane ebensowenig als eckige Häuser. Am meisten hält er auf sein Rindvieh, die „beharten Perlen“, wie er sie nennt. Er selbst treibt das Vieh auf die Weide, wartet und melkt es; selbst für die Söhne von Häuptlingen ist das Viehhüten ein edles Geschäft. Eine große Zahl von Ochsen und Kühen, eine erhebliche Anzahl von Hütten und ein „wanderndes Haus“, d. h. ein Wagen, machen den Betschuanen zum reichen Manne. Neben dem Hirtengeschäft leisten die Männer allerlei Flecht- und Schnitzarbeiten, z. B. Tierköpfe u. dgl. am Ende der Löffel, außerdem liegen sie der Jagd ob und richten Tierhäute zu. Die Weiber bauen die Hütten, schaffen das Brennmaterial herzu, bestellen mit selbstgefertigten Hacken den Garten und das Feld.

Das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander wird nur durch sehr dehnbare und lockere Bänder aufrecht erhalten. Wider die Vielweiberei haben alle Betschuanen nichts einzuwenden, doch betrachten sie die Beschränkung auf die Eine als lobenswert; außerdem sind nur wenige Männer in der Lage, mehr als eine Frau zu nähren. Die Häuptlinge halten sich dagegen meist einen ganzen Harem von Weibern. Schon im Alter von 14 Jahren treten häufig die Jünglinge und Jungfrauen der Betschuanen in den Ehestand. Die Mädchen werden von der Familie des Bewerbers meist für Vieh oder andere den Betschuanen besonders schätzbare Wertgegenstände eingehandelt. Aber erst mehrere Monate, nachdem der Kauf geschieden, scheidet die Braut in die Behausung des Bräutigams über. Gesellt der Mann seiner ersten Frau noch andere zu, so bleibt jene ihren Nachfolgerinnen übergeordnet, gleichviel, welcher sich die Neigung des Hausherrn in besonders hohem Maße zuneigt. Alle Betschuanenstämme haben ihre erblichen Oberhäuptlinge, die zwar sehr angesehen und mächtig sind, aber auf den Beirat der gewichtigsten Unterhäuptlinge und die Befragung öffentlicher Volksversammlungen, Betscho genannt, in denen es oft zu sehr lebendigen Debatten kommt, angewiesen sind. Von Religion hat der Betschuane so gut wie nichts ererbt, dafür haben jetzt viele das protestantische Christentum angenommen, das neben einem Gebirge von Hexenabergglauben u. dgl. sich bei ihnen heimlich gemacht hat.

Auf dem Eise der Düna. Unser Bild Seite 212 zeigt eine für uns seltsame Schlittenpartie; ein gewöhnliches Fußbot faßt, gezogen von einem Pferde, über eine weite, augenscheinlich nur mit dünner Schneedecke überzogene Eisfläche dahin. Die Schneeschuhe an den Füßen der

Menschen, welche zur Belebung unfres Bildes das ihrige beitragen, belehren uns, daß wir eine Szene vor Augen haben, welche in einem an strenge Winter und reichliche Schneefälle gewöhnten Lande spielt. Wir sehen uns auf der Grenze zwischen den beiden russischen Ostsee-provinzen Kurland und Livland, auf der 140 Meilen langen Düna, in der Nähe von deren Mündung in den Rigaischen Meerbusen der Ostsee. Die Düna ist hier 3000 Fuß breit — kein Wunder daher, wenn wir außer dem besonderen Gegenstande unserer Illustration nichts weiter sehen, als die weite Eisfläche und die dunkle Wolkenwand, welche den Horizont begrenzt. Die verummten Gestalten sind lettische Bauern — ein Volk, dem das Weltgeschick so übel mitgespielt hat, wie sehr wenigen andern. Fast jedes der übrigen Völker hat eine, wenn auch noch so kurze und noch so lange Zeit im Meer der Zeiten untergegangene Glanzperiode gekannt und erhebt sich unter dem Drucke gegenwärtigen Glends in der Erinnerung an vergangenes Glück und verschwundene Größe. Die Letten sind, solange sie die Geschichte kennt, ein unterworfenen Volk gewesen, ein Volk, welches so ganz aus geboren und vollendeten Knechten besteht, daß es nicht einmal eine Adelsklasse aus sich herausgeboren, also wenigstens in einem kleinen Teile zu höherem, wenn auch nur materiell höherem Lebensgenusse sich emporgeschwungen hat. In der uns bekannten frühesten Zeit wurden Livland und Kurland von den Liven beherrscht, einem Volksstamm, der jetzt nur in verschwindenden Ueberresten, ein par hundert Menschen an Zahl, noch erhalten ist. Ihnen waren die Letten unterthan, als die Dänen und Schweden im 11. und bremer Kaufleute im 12. Jahrhundert die von jenen bewohnten Ostseeländer kennen lernten. Diese und andre Kaufleute der Hansestädte waren die Pioniere des Christentums, das wenige Jahrzehnte später im heiligen Eifer bekehrend, sendend und mordend einzog und seine Befehle für diese Arbeit mit der Auslegung des Behtens und schwerer Abgaben schadloß hielt. Die Herrscher der Ostseeprovinzen wechselten öfter, dieselben lernten nach der christlich-germanischen Ritterordensherrschaft zum Ueberfluß noch die polnische Königsverwaltung kennen und setzten heute noch unter dem russischen Szepter — ein zwar angeblich freies, aber nach wie vor ein Volk, dessen demütigem, ängstlichen Wesen man die Gewohnheit ansieht, gedrückt und gelegentlich auch so recht gewaltthätig zu Boden gebrochen zu werden. Daß die Letten heute noch als ein geistig begabter Stamm betrachtet werden müssen, der nur gegen seine Herren, die Russen und den deutschen Adel, mißtrauisch und verdeckt, sonst freundlich, gastfrei und offenherzig ist, dies beweist für die schier nicht zu ertötende Spannkraft des Menschengeistes und die hohe Kulturfähigkeit auch jener heute noch weit zurückstehenden Völkerschaften, mer als bide Bände gelehrter Abhandlungen beweisen könnten.

Xz

Der Lieblingsautor. (Bild Seite 213.) Nach getaner Arbeit ist gut ruhen, sagt ein Sprichwort, dessen Wahrheit auch von den frommen Brüdern in Christo anerkannt wird, die durch den hoshafsten Pinsel eines unserer tüchtigsten Maler, E. Grünner, dauernd erhalten bleiben und sich hier den freundlichen Leserinnen und Lesern der „N. W.“ vorstellen. Nur wird die Arbeit der würdigen Ordensbrüder von den bösen skeptischen Menschen der profanen Welt garzuoft weit unter dem Werte taxirt, der ihr von ihren Trägern nebst Gefolge beigelegt wird — doch das sind Ansichten, und wer die vielen verschiedenen Meinungen der Menschen betrachtet und bemerkt, wie schließlich sich jeder einbildet recht zu haben, der wird auch gegen unsere drei Kloster-genossen tolerant sein und ihnen aufs Wort glauben, wenn sie behaupten, daß ihr Leben schließlich „doch nur Mühe und Arbeit gewesen sei“. Wenn nichts anderes, so würden schon ihre Körperdimensionen ein sprechendes Zeugnis ablegen von ihrer Tätigkeit „im Weinberge des Herrn“. Daß ihre Vorjahren so praktische Köpfe waren und das alte Gebäu, in dem sie früh und spät durch Kniebeugen und Rosenkranzabbeiten dem Herrn dienen, in den herrlichen Gauen Deutschlands aufführten, wo des Bacchus herrlichster Göttertrank den Neben entquillt — was können sie dafür? Sie, nicht aus der Art geschlagen, sind eben so praktisch wie ihre würdigen Vorgänger und denken, was nützte denn der Wein, wenn er nicht getrunken würde? und ziehen sich zurück in einen kalten Winkel des Klosters um unbelauscht und sicher vor ihren neidischen Mitmenschen ihrem offiziell so mißachteten Körper Stärkung zu weiterer Tätigkeit angedeihen zu lassen. Man sieht ihnen an, daß sie schon manchen Krug geleert haben, man sieht ihnen auch an, daß sie in der Praxis gar nicht so verächtlich vom Fleisich denken, wie sie in der Theorie den Gläubigen weiß machen, und man merkt endlich auch an den behaglich-sinnlichen Physiognomien, daß der Lieblingsautor, dessen Leistungen einer des gelungenen Kleeblatts zum

besten gibt, durchaus kein Heiliger ist. Im Gegenteil, die Lektüre ist durchaus weltlich wie der feurige Rebenjaft im Römerglase und stimmt gar wenig überein mit dem vor Jaren abgegebenen Gelübde. Aber das strengste leider nicht in den zehn einbegriffene Gebot Nr. 11 gilt auch hier und ist eifrigst von den tausenden von Genossen der vorgeführten Brüder befolgt worden. Nur einmal verjaß man's und den Augenblick hat Grünner glücklich benützt, und der Schalk hat denn auch unbarmerzig diese interne Angelegenheit sachgetreu dem gesammten Publikum wiedererzählt.

Ueber die Herstellung des Hartglases, das, wie auch die „N. W.“ vor einiger Zeit ihren Lesern berichtet hat, selbst zu so anspruchsvollen Zwecken, wie sie die Aufgabe der Eisenbahnschienen bietet, verwendet wird, enthält der „Universal Engineer“ Mittheilungen, denen wir folgendes entnehmen. Nach dem Erfinder des jetzt gebräuchlichen Versuchens, Glas zu härten, de la Bastie, wird der fabrizirte Artikel weißglühend in ein aus verschiedenen Fetten und Oelen zusammengesetztes Bad getaucht. Dr. Schott fand nun, daß gutes Glas verschiedener Art ziemlich gleich gut sich härten lasse. Nur bömisches Glas erwies sich zu diesem Behufe untauglich. Bezüglich der Temperatur des dem Fettebade auszusetzenden Glases ergab sich, daß je höher dieselbe war, desto besser die Härtung gelang. Auch lieferten warme Bäder bessere Ergebnisse als kalte. Die Festigkeit des in Del temperirten (abgekühlten) Glases zeigte sich auf 30 Kilogramm für den Quadratmillimeter erhöht, d. h. das gehärtete Glas ist mehr als fünfmal so fest als gewöhnliches und mehr als doppelt so fest, wie gewöhnliches Gußeisen. Da Glasgegenstände von mannigfaltiger Form bei allzu beträchtlicher Temperaturerhöhung leicht ihre Gestalt verlieren, so suchte man eine Glasorte, welche auch bei geringerer Hitze sich gut härten ließe. Man fand sie in einem an Kieselsäure reichen und an Kalk armen Glase. Auch in Bezug auf den Prozeß des Temperirens mußten weitere Experimente gemacht werden, weil kleinere Gegenstände in Del gut zu härten sind, nicht aber große und breite Platten, die dabei meist uneben werden, sich warfen, wie der technische Ausdruck lautet. Friedrich Siemens in Dresden gelang dies mittels geringen Druckes auf die heißen Glasplatten, einige Minuten hindurch geübt durch zwei Zuhlöde mit polirten Flächen, deren Temperatur sorgfältig auf der richtigen Höhe zu halten ist, ehe die Härtung in gewünschter Weise vor sich get. Das von Siemens produzierte Hartglas ist für denselben Preis zu haben als Gußeisen von gleichem Gewichte. Da nun Gußeisen dreimal schwerer ist als dieses Glas, so sind eiserne Schwellen dreimal teurer als gläserne, abgesehen von der größeren Dauerhaftigkeit des Glases. Bemerklich ist die Zeit nicht ferne, in der unsere Eisenbahnen nur auf Glasschwellen gelegt werden, da Holz immer seltener und teurer wird und auch Eisen zu kostspielig und der Zerstörung durch Rosten ausgesetzt ist. Gegenwärtig wird in England auch geprüft, ob sich Hartglas zu Gas- und Wasserrohren eigne. Voraussichtlich ist dies nicht minder der Fall; und wahrscheinlich ist, daß auch nach vielen anderen Richtungen dem Hartglase eine große Zukunft bevorsteht. C. Ch.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Dampfstraßenbahnen — in Italien. Während vor Jaresfrist der Stadtrat zu Leipzig und vor wenigen Wochen der Magistrat in der Reichshauptstadt die Konzession zur Herstellung von Straßen-Eisenbahnen mit Dampftrieb verweigert — weil dieselben zu „gefährlich“ und aus anderen nichtigen Gründen — entwickeln sich die Dampfstraßenbahnen in Italien immer mer. In Mailand wird eine Straßen-Hochban gebaut, die auf 5½ Metern hohen eisernen Pfeilern ruhen soll. Die 4 Kilometer lange Ban erhält 5 Stationen, welche durch Treppen zugänglich sind. Aber mit den Dampfbanen ist man in Italien noch nicht zufrieden. Am 20. Oktober 1880 veranstaltete ein Herr Gasco auf einer Zweigban der Linie Turin-Modena Versuche mit einer elektrischen Lokomotive. Der elektrische Strom wurde derselben durch zwei neben den Schienen laufende Drähte zugeführt und zur Erzeugung des elektrischen Stromes wurde die Wasserkraft benützt. Da die letztere selbstverständlich am billigsten zu haben ist, so dürfte sich gegen die Dampfkraft eine sehr beträchtliche Ersparniß herausstellen. Die Experimente gelangen vollkommenen.

Die letzte Weizenernte der nordamerikanischen Union beträgt nach zuverlässigen Berichten mindestens 300 000 000 preussischer Scheffel, d. i. etwa 130 Millionen Scheffel mer, als die Vereinigten Staaten selbst konsumiren.

Inhalt. Die Schwestern, Roman von M. Rautsky (Fortsetzung). — Aus dem Leben der Insekten. Naturgeschichtliche Skizzen von Dr. L. Jacoby (Fortsetzung). — Ein slandrischer Hund. Aus dem Englischen von Quida. Für die „N. W.“ übersetzt von L. v. d. Wiesed (Fortsetzung). — Ein Tanzlied Walthers von der Vogelweide, von Friedr. Boldmar. — Brasilien und die deutsche Auswanderung. — Einiges über der kostbaren Metalle und Elemente Herkommen, Preise und Verwendung. — Die Feinde der Engländer im Kaplande. I. Die Basuto (Schluß). — Auf dem Eise der Düna (mit Illustration). — Der Lieblingsautor (mit Illustration). — Ueber die Herstellung des Hartglases. — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Dampfstraßenbahnen in Italien. Weizenernte in der nordamerikanischen Union.